



KÖLNER UNIVERSITÄTS MAGAZIN

Noch gesund?



WIEVIEL SMARTPHONE, TABLET
UND SPIELKONSOLE KINDER UND
JUGENDLICHE VERTRAGEN

FÄHRTENSUCHER Über eine fast vergessene Kulturtechnik

ROBOTERAUTOS Ein Gespräch über selbstfahrende Autos, Raser und Unfälle

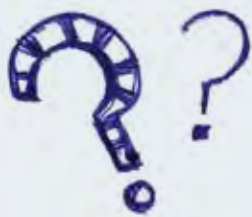
LIEBLINGSPLÄTZE Die Studierenden verraten ihre Favoriten

11

//////
AUGUST 2017

Warum hat die Kappe des Kugelschreibers in der Mitte ein Loch?

Vielleicht sollten Sie, bevor Sie weiterlesen, Ihren Kugelschreiber zur Seite legen oder ihn wenigstens aus dem Mund nehmen.



Es wird nämlich allenthalben behauptet, dass von Kugelschreiberkappen eine tödliche Gefahr ausgeht, da sie sich gerade zu anbieten, von ihrem Nutzer verschluckt zu werden.

Obwohl der französische Unternehmer Baron Marcel Bich (Gründer des Unternehmens BIC, dem weltweit größten Hersteller von Kugelschreibern und Feuerzeugen) das Prinzip des Kugelschreibers nicht erfunden hat – das war 1938 der Ungar László Bíró – war es sein Design eines ergonomisch perfekten Stifts, das dem Kugelschreiber zum Sieg über den Füllfederhalter verhalf. Das Design ist so vollendet, dass es über all die Jahrzehnte unverändert blieb. Bis auf ein winziges Detail: 1991 verpasste der Hersteller BIC seinem Klassiker ein kleines Loch an der Spitze der Kappe.

Mit diesem Loch wirbt die Firma heute auf ihrer Internetseite und begründet diese Maßnahme damit, dass im Falle eines Verschluckens in die Atemwege dadurch die Luftzufuhr sichergestellt sei und somit eine Vielzahl von Menschenleben gerettet würde. Im Jahr 2005 wurden in den USA 19.000 sogenannte Fremdkörperaspirationen registriert, 160 Kinder unter 14 Jahren starben daran. Am häufigsten verschluckten sich Kinder unter drei Jahren, wobei Erdnüsse, Baumkerne, Sonnenblumenkerne, Pistazien und Kleinteile von Spielzeugen am häufigsten in die Atemwege gelangten. Kappen von Kugelschreibern machten aber insgesamt nur acht

Prozent der Verschluckunfälle aus – am häufigsten wurden die Kappen im Grundschulalter aspiriert. Alles in allem ist in der Fachliteratur bisher ein Todesfall beschrieben. Somit können Sie jetzt beruhigt weiter an Ihrem Kugelschreiber kauen.

Da im Grundschulalter die Luftröhre schon relativ groß ist, landen die meisten Kuli-Kappen in einer der sogenannten Hauptbronchien. Damit ist die Belüftung der Lunge erst mal nicht wesentlich eingeschränkt. Das winzige Loch in der Kappe bietet nun den großen Vorteil, dass eine Zange die Kappe besser fassen und sie damit leichter aus der Lunge entfernen kann. Wenn es auch den Erdnussproduzenten gelingen könnte, ihre Produkte mit Löchern zu versehen, würde manche Fremdkörperentfernung deutlich unproblematischer.

ES ANTWORTET:
PRIV.-DOZ. DR.
ERNST RIETSCHEL,
LEITER PÄDIATRISCHE PNEUMOLOGIE UND ALLERGOLOGIE, KLINIK FÜR KINDER- UND JUGENDMEDIZIN DER UNIKLINIK KÖLN





22 **Wenn Wasser knapp ist**
Wie entwickeln sich Land, Tiere und Pflanzen unter extremer Trockenheit?

27 **TITELTHEMA**
Ist das noch gesund?
Smartphones, Tablets und Spielkonsolen sind schon bei Kindern und Jugendlichen allgegenwärtig. Drei Wissenschaftler geben Tipps zum richtigen Umgang.



3 **Wissenschaft im Alltag**
Warum hat die Kappe des Kugelschreibers in der Mitte ein Loch?

6 **Universität im Bild**
Die Lieblingsplätze der Studierenden

14 **Kurznachrichten Wissenschaft**
Neue Lernmethoden · SFB-Rangliste · Gesundheit

20 **Oh, wie schön ist Panama**
Kölner Forscherinnen und Forscher ergründen das Ökosystem Tiefsee

26 **Kurznachrichten Universität**
Fachliteratur · Coimbra · Gender & Queer

32 **Köln Alumni**
Whistleblower Edward Snowden an der Uni

33 **In Köln unterwegs**
Die Schmitz-Säule

34 **Universität in Zahlen**
2762 Studierende im Wintersemester 1937 / 38

35 **Broken English**
Die englische Sprache dominiert die Wissenschaft. Nicht jeder hält das für sinnvoll

38 **Homo sapiens: Viel älter?**
Der moderne Mensch besiedelte die Welt wohl viel früher als bisher gedacht

41 **Damals**
Der Physiker Carl Friedrich von Weizsäcker zur Quanten-Logik

42 **Automatisches Fahren**
Ein Gespräch über Roboterautos, Rasen und Unfälle

15 Spuren im Sand

Wie Wissenschaftler das Wissen von indigenen Fährtenuchern nutzen



45 Vertrauen fördert Behandlungserfolg

Kölner Versorgungsforschung untersucht patientenzentrierte Medizin

49 Universitätsförderung

Ein Gespräch über Stipendien für Studierende

52 Personalia

58 Dinge, die mir wichtig sind

Ein magisches Buch aus Großmutter's Wohnung

37 Impressum

DAS KÖLNER
UNIVERSITÄTS-MAGAZIN
KOSTENLOS BESTELLEN:
unimagazin-abo@
verw.uni-koeln.de

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,
mitten im Sommer haben wir die Studierenden der Universität zu Köln nach ihren Lieblingsplätzen gefragt. Herausgekommen ist dabei ein buntes Gemisch von ganz entspannten und sehr wuseligen Orten, Plätze mit Tradition und Kronkorken. Und wer sagt zudem, dass Lieblingsplätze zwingend schön sein müssen?

Apropos Sommer: Für unsere Fotografin Uta Konopka war der eine echte Herausforderung. Denn just zu dem Zeitpunkt, als sie ihre Bilder schießen wollte, war der Himmel über Köln grau und regenverhangen. Nur manchmal kämpften sich einzelne Sonnenstrahlen durch. Weil sie trotzdem mehr schöne Bilder geschossen hat als wir im Magazin unterbringen können, finden Sie weitere studentische Lieblingsorte online.

Von dieser Ausgabe an ist das neue Universitätsmagazin auch online unter www.unimagazin.uni-koeln.de und in der neuen App (zuerst im Apple-Store erhältlich) zu sehen und zu lesen.

Da finden Sie Erweiterungen zu den Artikeln im Heft, mehr Bilder, Videos und auch neue Storys.

Wir hoffen, die Mischung gefällt Ihnen.
Jürgen Rees

Nº12

Die nächste Ausgabe des Kölner Universitätsmagazins erscheint am 15. November 2017

UNI, DU BIST EIN GEFÜHL

FOTOS: UTA KONOPKA

Traumwelten, Seelenorte, Ruheoasen, eben einfach Lieblingsplätze sind gekennzeichnet durch das Gefühl, genau an dieser bestimmten Stelle etwas Besonderes zu finden oder zu erleben. Wir haben Kölner Studierende gefragt, was »Lieblingsort« für sie bedeutet. Die Recherche hat ergeben, dass er lecker und lustig, aber nicht zwingend schön sein muss.

► **DIE RUHE AM RAUTENSTRAUCH-KANAL** genießen und ein Buch lesen. Inmitten des Trubels ein ruhiges Plätzchen, wo man alles hinter sich lassen kann und auch einmal alleine ist.





▲ **IRGENDWIE DER WELT ENTRÜCKT.** Braucht man manchmal auch.
Die römische Wasserleitung am Geologischen Institut.





▲ **DIE CAPPU-BUDE AUF DEM ALBERTUS-MAGNUS-PLATZ** ist fester Treffpunkt und Kurztrip nach Italien für Studierende sowie Universitätsangestellte. Auf alle Fälle ist es für die Studentin der beste Cappuccino und der Preis ist auch okay.





◀ **EIN GESCHÜTZTER, TROTZDEM OFFENER UND HELLER PLATZ.**

Genügend Stromanschlüsse für Laptops und Handys gibt es an der Fensterseite im Philosophikum auch. Super!

▼ **HIGH NOON AUF DER UNIWIESE.** Im Gras liegen, die Sonne genießen. Bester Platz zum Chillen, Grillen, Entspannen.





▼ **MAL EBEN KURZ DIE MAILS CHECKEN.** Auch dafür findet sich ein Plätzchen auf den Stufen des Philosophikums. Hier trifft man immer jemanden und hier kann man rauchen.



**NOCH MEHR
LIEBLINGSORTE GIBT
ES AUF UNSERER NEUEN
APP (FÜR DAS IPHONE)
UND ONLINE UNTER
www.unimagazin.uni-koeln.de**

▼ **UNTEN LINKS INS NETZ!** Keine Angst des Torwarts vor dem Elfmeter. Auf den Sportplätzen gibt es alles: Sandbeach, Kunstrasen und Jubelschreie ... was will man mehr.





▲ **ZÜLPICHER STRASSE:** Hotspot für Feierabendbier und Startpunkt für lange Party Nächte. Abends, wenn die Sonne den Bürgersteig so richtig aufgeheizt hat, Kronkorken in den Asphalt drücken, um sich in gerader Linie, wie schon Generationen vorher, zu verewigen.



LERNEN FÜRS LABOR PER VIDEO

Egal, welches praktische Problem auftritt, auf YouTube findet man bereits einen Lösungsvorschlag dazu. Immer mehr Verlage springen auf den Zug auf und bieten Bewegtbild-Inhalte für Wissenschaftler an – wie zum Beispiel detaillierte Labortechniken auf der Video-Plattform »Science Education Database« des Wissenschaftsjournals JoVE.

Die Universitäts- und Stadtbibliothek (USB) stellt ihren Nutzern ab sofort einen Zugang zur JoVE-Datenbank zur Verfügung. Auf der englischsprachigen Plattform stellen Wissenschaftler weltweit ihre Methoden in einfachen Schritt-für-Schritt Videos dar. Damit haben besonders Einsteiger die Möglichkeit, grundlegende Labortechniken in Eigenregie zu lernen – zum Beispiel wie man eine Polymerase-Kettenreaktion (PCR) optimiert oder Modellorganismen wie die Fruchtfliege kultiviert. Aber auch fortgeschrittene Methoden, zum Beispiel zur Editierung eines Genoms per CRISPR-Cas9, werden in Videoform erklärt. Prof. Marcus Krüger vom CECAD, dem Exzellenzcluster für Altersforschung der Universität zu Köln, beschreibt die möglichen Anwendungsfelder der Video-Datenbank: »Methoden mit vielen experimentellen Arbeitsschritten oder komplett neue Techniken eignen sich sehr dafür, bildlich dargestellt zu werden. Visuell kann man diese Methoden viel leichter nachvollziehen als die oft komprimierte Anleitung in Forschungsmagazinen.« Gerade für Doktoranden und Masterstudenten am CECAD sei dies interessant. Ein weiterer Vorteil: In der Universität zeichnen sich die Arbeitsgruppen durch einen hohen Wechsel an Mitarbeitern aus und Junior-Gruppen sind oftmals recht klein. Im Labor etablierte Methoden können dadurch leicht verloren gehen – mit einer Dokumentation im Video-Format können Forscher gegensteuern und das Wissen für Kollegen dauerhaft erhalten. Die USB hat vorerst die E-Learning Module »Basic Biology« und »Advanced Biology« lizenziert. Weitere Module sind im Gespräch.

<https://www.jove.com/science-education-database>

UNIVERSITÄT ZU KÖLN IN NRW AN DEN MEISTEN SONDERFORSCHUNGSBEREICHEN BETEILIGT

An der Universität zu Köln sind bereits elf Sonderforschungsbereiche (SFB) angesiedelt. Damit steht die Hochschule auf Platz eins aller Universitäten mit SFB in Nordrhein-Westfalen. Das teilt das Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen mit. NRW stellt mit 53 Sonderforschungsbereichen rund 20 Prozent der aktuell in Deutschland eingerichteten oder laufenden Forschungsbereiche.

Zu den Sonderforschungsbereichen mit Sprecherschaft der Uni Köln zählen: SFB 670 »Zell-autonome Immunität«, SFB 680 »Molekulare Grundlagen evolutionärer Innovationen«, SFB 806 »Unser Weg nach Europa: Kultur-Umwelt-Interaktion und menschliche Mobilität im Späten Quartär«, SFB 829 »Molekulare Grundlagen der Regulation der Homöostase der Haut«, SFB 956 »Bedingungen und Auswirkungen der Sternentstehung – Astrophysik, Instrumentierung und Labor«, SFB 1211 »Evolution der Erde und des Lebens unter extremer Trockenheit«, SFB 1218 »Regulation der zellulären Funktion durch Mitochondrien«, SFB 1238 »Kontrolle und Dynamik von Quantenmaterialien«, SFB 1252 »Prominenz in Sprache«, sowie SFB TRR 183 »Verschränkte Materiezustände« und SFB TRR 191 »Symplektische Strukturen in Geometrie, Algebra und Dynamik«.

ANZAHL DER SONDERFORSCHUNGSBEREICHE (SFB) IN NRW

HOCHSCHULE	SFB
Köln	11
Bonn	8
Aachen	6
Münster	6
Bochum	5
Dortmund	4
Düsseldorf	4
Duisburg / Essen	4
Bielefeld	2

Quelle: Ministerium für Wissenschaft und Kultur NRW, Stand Juli 2017

WERTEWANDEL UND GESUNDHEIT

Steigende Lebenserwartung, fortschreitende Digitalisierung und eine zunehmende Vielfalt an Lebensentwürfen: Unsere Gesellschaft durchläuft einen tiefgreifenden Wandlungsprozess. 4,8 Millionen Menschen in Deutschland sind über 80 Jahre alt; 1,6 Millionen Senioren und Seniorinnen haben einen Migrationshintergrund. All diese Veränderungen stellen auch das Gesundheitssystem vor neue inhaltliche und strukturelle Herausforderungen: Welchen Einfluss haben die geänderten Rahmenbedingungen auf unsere gesellschaftlichen Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit? Und welche Folgen ergeben sich dadurch für normative Handlungsanweisungen und Versorgungserwartungen?

Diese und weitere Fragen werden im Projekt »Normen im demographischen Wandel – Gesundheit und Krankheit, Solidarität und Gerechtigkeit (NoWa)« theoretisch und empirisch näher untersucht. Ziel des Projekts ist es, ein Modell zur Bestimmung der Konzepte von Gesundheit und Krankheit sowie von Solidarität und Gerechtigkeit zu entwickeln.

Koordiniert wird das vom Bundesministerium für Gesundheit für zweieinhalb Jahre mit über 400.000 Euro geförderte Projekt von der geschäftsführenden Direktorin von ceres, Prof. Dr. Christiane Woopen.

SPUREN IM SAND

Kölner Archäologen nutzen das Wissen von Jägern und Fährtenlesern aus Namibia, Nordkanada und Australien. Sie zeigen, was man aus simplen Fußspuren alles lesen kann und lösen Rätsel der Wissenschaft.

ROBERT HAHN

Thui Thao und Ui Kxunta vom Volk der San in Namibia gehören zu den besten Spurenlesern der Welt. Konzentriert blicken sie auf den Boden. Aber nicht im Norden Namibias, sondern in Köln-Ehrenfeld. Vor wenigen Minuten haben hier zwei Menschen ihre

Fußabdrücke im weichen Sand hinterlassen. Deutlich zeichnen sich Ferse, Mittelfuß und Zehen ab. Aber wer hat die Spuren im Sand hinterlassen? Ein Mann oder eine Frau? Wie alt? War er oder sie verletzt oder krank? Hat er oder sie etwas Schweres getragen? ►



Ui Kxunta (l.) und Thui Thao diskutieren die Spuren im Sand. War es ein Mann oder eine Frau? Alt oder jung?



Die Jäger besprechen sich leise in der klickenden und schnalzenden Sprache der San-Völker, die als Jäger und Sammler leben, worauf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes San (»jene, die etwas vom Boden auflesen«) hinweist. Gut zwei Dutzend Augenpaare beobachten ihre Diskussion im Hof der **Forschungsstelle Afrika** – hauptsächlich Archäologen und Anthropologen aus aller Welt, die gekommen sind, um von der Erfahrung indigener (»eingeborener«) Jäger zu lernen.

Schon nach wenigen Minuten sind sich die beiden Spurenleser einig: Die eine Fährte stammt von einer Frau, die andere von einem Mann. Was Anthropologen oft nur mit aufwändigen Messungen herausbekommen, schöpfen die Jäger aus ihrem Reservoir praktischen Wissens. »Das war ein Mann«, stellt Thui Tao schließlich fest und zeigt auf eine Spur. »Er ist zügig über den Sand gelaufen«, fügt er hinzu und sagt den Wissenschaftlern, wie er darauf kommt. Mit seinen Fingern zeigt er auf Ferse und Vorderfuß. »Tief eingedrückt.« Dann zeigt er auf die andere Spur. »Eine Frau. Die Spuren sind sehr tief für eine Frau dieser Größe. Sie hat etwas getragen. Aber langsam.« Während der San intuitiv männliche und weibliche Spuren auseinanderhält, hört sich das beim Wissenschaftler so an: »Die Breite bestimmter Teile des Fußes vorne und hinten ist bei Männern proportional größer als bei Frauen. Es gibt auch einen anderen Winkel zwischen dem Vorderballen und dem Mittelfuß.«

MENSCHLICHE FUSSSPUREN ALS WISSENSQUELLE

Die Archäologen Tilman Lenssen-Erz von der Universität zu Köln und Andreas Pastoors, ehemals vom Neanderthal Museum in Mettmann (jetzt Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg), haben den Workshop »Prehistoric Human Tracks« im Frühling organisiert, weil sie die Fähigkeiten der Spurenleser für die Archäologie nutzbar machen wollen. »Wir finden immer wieder menschliche Fußspuren aus der Steinzeit«, sagt Andreas Pastoors. Die stammen aus allen Kontinenten und aus einem Zeitraum von vor 3,7 Millionen Jahren, beispielsweise aus Laetoli im Norden von Tansania, bis vor gut 2.000 Jahren in Acahualinca in Nicaragua.

Dass er sich mit Fußabdrücken beschäftigen würde, ahnte Pastoors einst nicht. Denn eigentlich sind die Malereien in den Höhlen von Tuc d'Audoubert und Les Trois-Frères in den Pyrenäen sein Forschungsgebiet. Dort finden sich fantastische Höhlenbilder, die Eiszeit-Jäger vor 17.000 Jahren hinterlassen haben: Bisons, Mammuts und Pferde leuchten an den Wänden der Höhlen. Weil es dort keinen Wind und keine Erosion gab, sind nicht nur die Malereien extrem gut erhalten, sondern auch die Fußspuren, bei denen manchmal sogar

▼ **Forschungsstelle Afrika**

— Die Forschungsstelle Afrika wurde 1978 von Rudolf Kuper ins Leben gerufen. Ihr Ziel ist die Erforschung der Ur- und Frühgeschichte Afrikas. Neben Archäologen arbeiten dort auch Geographen und Geologen. Zentren der Forschung sind die Ostsahara, Namibia und das Kongobecken. Ein Teil der Forschung beschäftigt sich mit Felsbildern, die sich im trockenen Wüstenklima erhalten haben. Durch die Forschung der Kölner Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen konnte die Feuchtpériode der Sahara vor einigen tausend Jahren bestätigt werden. Damals zogen Herden von Giraffen, Antilopen und Nilpferden dort durch ein wasserreiches Gebiet.

die Fußnägel identifizierbar sind. »Die Fußspuren wurden von Wissenschaftlern zwar untersucht und dokumentiert«, so Pastoors, »aber die Forscher konnten den Zusammenhang, in dem sie entstanden sind, nicht erklären.« Alter, Geschlecht, Anzahl und Gesundheitszustand der paläolithischen »Künstler« interessieren ihn aber sehr.

Deshalb führte Pastoors Wissensdurst ihn zu seinem Kollegen Tilman Lenssen-Erz an die Uni Köln. Lenssen-Erz ist durch seine Arbeit an den Felsbildern des Brandbergs in Namibia bekannt geworden. Dabei lernte er die Spurensucher der San kennen. Die San gehören wohl zu den ältesten indigenen Völkern im Südwesten Afrikas und leben noch heute teilweise als Jäger und Sammler. Manche verdienen heute ihr Geld als sogenannte Tracker, Fährtenleser für Touristen bei der Großwildjagd. Die San geben die Kunst eine Fährte zu lesen und zu interpretieren von Generation zu Generation weiter und üben sie täglich.

KEINE JAHRELANGEN MESSREIHEN

»Die Grundlagen des Fährtenlesens haben einiges mit den Grundlagen von Wissenschaft gemein«, sagt der Kölner Archäologe Lenssen-Erz. »Man muss Daten sammeln, sich eine Hypothese bilden, schauen, ob die Hypothese anhand neuer Daten verifiziert werden kann oder nicht.« Insofern sind Ergebnisse der Spurensucher für die Wissenschaftler nachvollziehbar. »Wir bauen nicht auf Exotik. Auch unter den Wissenschaftlern gibt es gut ausgebildete Spurensucher, die die Fähigkeit für ihre Arbeit nutzen.«



Tilman Lenssen-Erz von der Forschungsstelle Afrika. Der Archäologe ist Experte für die Felsbilder am Brandberg in Namibia.



Andreas Pastoors vom Neanderthal-Museum, jetzt an der Universität Erlangen-Nürnberg. Er forscht seit Jahren vor allem an den Felsbildern in Höhlen in den Pyrenäen.

Die indigenen Spurensucher können allerdings aus winzigen Details der Spuren sehr viel herauslesen. Hier stecken große Möglichkeiten für die Wissenschaft, meint der Kölner Frühgeschichtsforscher. »Man muss nicht jahrelange Messreihen machen, sondern man hat Experten, die diese Messreihen intuitiv in sich angelegt haben«, so

Lenssen-Erz. »Wenn wir naturwissenschaftliche Analyseverfahren verwenden, dann müssen wir auch den Ergebnissen anderer Experten vertrauen«, ergänzt sein Kollege Andreas Pastoors. »Das ist bei den Trackern nicht anders.« Zusammen führten die beiden Wissenschaftler bereits 2013 ein vielbeachtetes Projekt durch: Sie flogen nach

»Die Grundlagen des Fährtenlesens haben einiges mit den Grundlagen von Wissenschaft gemein.«



Namibia und brachten die drei San-Jäger Thui Thao, Ui Kxunta und Tsamkxao Ciqae nach Europa zu den **Höhlen in die Pyrenäen.**

LEHM STATT TANZ

Die Ergebnisse der indigenen Fährtenleser führten zu einer Neubewertung der Fußspuren in einer der Höhlen. Die Forscher glaubten lange, dass es sich eventuell um einen rituellen Tanz handelt. Die San kamen zu einem anderen Schluss: Sie lasen aus den Fußspuren, dass ein etwa 38-jähriger Erwachsener mit einem etwa 14-jährigen Kind dort Lehm entnommen hatte.

Lenssen-Erz verfolgt nun zusammen mit den San-Jägern Tiere im Norden Namibias, um zu lernen. »Wenn man weiß, wie sich die San heute verhalten, hat man einen ganz guten Ansatz zu verstehen, was die Steinzeitjäger einst gemacht haben.« Vor allem die Jagdpfade der Steinzeitjäger will er so nach-modellieren und das Verhältnis von Mensch und Landschaft beschreiben.

FRAGE DES ÜBERLEBENS

Für Jäger und Sammler war die Kunst des Spurenlesens immer auch eine Frage des Überlebens. Die Aborigine Leah Umbagai, Malerin und Autorin, stammt vom Volk der Worrorra aus Mowanjumb im Norden West-Australiens: »Das Wissen um das Spurenlesen ist gemeinschaftlich angesammelt. Wir lernen das von Kindesbeinen an. Es gehört zu den kulturellen Techniken, die uns helfen in unserer Umgebung zu überleben.«

Ums Überleben geht es für George Aklah bei der Spurensuche noch heute. Der Inuit aus dem Nunavut-Territorium im Norden Kanadas ist Polarjäger und weiß viel über die Jagd seines Volkes auf Eisbären. Denn egal ob Sand oder Schnee und Eis: Die Details der Fährtenlese ändern sich, die Art zu interpretieren ähnelt sich aber weltweit. »Die Jagd ist immer noch Teil unseres Lebens«, erklärt Aklah. Die Jagd helfe ihm, seine Familie zu versorgen. »Ich habe es von meiner Mutter gelernt«, sagt er. »Jagen liegt uns im Blut, es gehört zu unseren Traditionen.« Was hält der Jäger des hohen Nordens von seinen Kollegen aus dem südlichen Afrika? »Ihre Methode unterscheidet sich von meiner. Sie erzählen eine ganze Geschichte zu der Spur.«

Für Tsamkxao Ciqae, dem dritten San-Jäger, ist Jagen eine Selbstverständlichkeit: »Die Jagd ist Teil unseres Daseins, so wollen wir leben: im Feld sein und jagen.« Im Zentrum ihrer Kunst stehen deswegen natürlich Tierspuren. Doch auch menschliche Spuren sind wichtig: »Das ist so was wie eine Zeitung. Man liest auf dem Boden, wer da war und was er gemacht hat.« Denn an den Spuren erkennt man den Menschen: ob er hinkt, ob er etwas getragen hat, ob er es eilig hatte oder müde

▼ **Die Höhlen in den Pyrenäen** — Die Tropfsteinhöhlen von Tuc d'Audoubert und Les Trois-Frères liegen in den Pyrenäen und sind der Öffentlichkeit nicht zugänglich. Neben den Höhlenbildern enthalten die Höhlen auch menschliche Fußspuren.

war. »Wir wissen immer ganz genau, wo unsere Frauen hingehen«, sagt er und lacht. »Und wen sie da getroffen haben natürlich auch.«

Die San gehören zur ärmsten Bevölkerungsgruppe in Namibia, die Jagd sichert ihnen ein Minimaleinkommen. Gleichzeitig benützen auch sie Handys, um zu telefonieren, sie kennen Fernsehen und das Internet. In ihren Gesprächen taucht aber eine Frage immer wieder auf: Wozu soll Spurenlesen heute noch gut sein? Ist das nicht eine hoffnungslos veraltete Kunst? Lenssen-Erz will mit seinen Projekten den San auch zeigen, dass ihr Wissen gebraucht wird. »Das Wissen, Spuren lesen zu können, ist sehr aktuell. Man muss sehr vernetzt denken: Welches Tier ist das? Wie reagiert es auf seine unmittelbare Umwelt? Zeigt es Verhaltensabweichungen? Und vieles mehr. Wir sollten Fährtenleser darin trainieren und ihnen Arbeitsmöglichkeiten eröffnen, subtile Umweltveränderungen zu protokollieren und zu berichten.«

Erfahrungswissen zählt schließlich auch in den Wissenschaften und ein Argument spricht für dieses Wissen: »Die San haben bis heute überlebt«, so Pastoors.



Die indigenen Fährtenleser, v.l.n.r.:
Tsamkxao Ciqae, Leah Umbagai, Thui Thao, George Aklah und Ui Kxunta



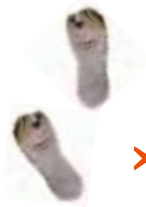


FILM:
SPURENSUCHER
BEI DER ARBEIT
[https://www.youtube.com/
watch?v=T_hZOSwjDlc](https://www.youtube.com/watch?v=T_hZOSwjDlc)



Ui Kxunta erklärt den Wissenschaftlern, was diese Spur zur Spur einer Frau macht.

San-Tracker auf der Jagd. Das Jagen gehört immer noch zum Lebenserwerb des Stammes.



»Die Jagd ist Teil unseres Daseins, so wollen wir leben: im Feld sein und jagen.«

OH, WIE SCHÖN IST PANAMA!

Die Tiefsee ist das am wenigsten erforschte Ökosystem der Erde. Kölner Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wollen die Funktion von mikrobiellen Lebensgemeinschaften entschlüsseln.

FRIEDA BERG



Oh, wie schön ist Panama! Doch das schmale Land zwischen Nord- und Südamerika verschwindet Stück für Stück am Horizont, als das deutsche Forschungsschiff METEOR langsam an Geschwindigkeit aufnimmt. Es geht auf hohe See für die Besatzung, die aus Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern von der Universität zu Köln, der Universität Wien und vom GEOMAR – Helmholtz-Zentrum für Ozeanforschung Kiel besteht.

Der Ozean besticht nicht nur durch magische Weite, sondern auch durch majestätische Tiefe. Die Lebensbedingungen für Organismen in der Tiefsee zu erforschen, ist die Mission der M 139, einem Team aus Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus Köln, Kiel und Wien.

15 Frauen und 13 Männer brechen auf: zunächst in die Weiten des Karibischen Meeres und dann über den südlichen Nordatlantik bis nach Kap Verde, nahe der Westküste Afrikas. Mehr als 9.000 Kilometer liegen vor ihnen. Auf der vierwöchigen Expedition möchte das Forschungsteam dem Wasser und dem Sediment neue Geheimnisse über die bewegte Geschichte des Atlantischen Ozeans entlocken. In einem online zugänglichen Logbuch hält die Besatzung ihre Erlebnisse fest.

8. JULI 2017 Nieselregen und Aufbruchstimmung. In weniger als 72 Stunden erreichen wir unsere erste Zwischenstation. Wir konnten etwas früher als geplant aus dem Hafen von Bahia las Minas, Panama, auslaufen und haben unsere erste Mahlzeit in der Schiffsmesse eingenommen. Vor uns liegt ein straffer Zeitplan, doch die Stimmung ist gut.

Prof. Dr. Hartmut Arndt, Professor für Allgemeine Ökologie an der Universität zu Köln, leitet die Expedition »Mikrobielle Nahrungsketten in der Tiefsee und Vulkanismus im Atlantischen Ozean«, die unter der METEOR-Nummer M 139 läuft. »Wir interessieren uns für die Tiefen des Ozeans und hier vor allem für die darin enthaltenen Bakterien und andere Einzeller, von denen wir annehmen, dass sie den Hauptanteil der Stoffumsätze in der Tiefsee leisten«, erklärt Hartmut Arndt.

Zuerst heißt es für das Forschungsteam der M 139 allerdings: aufbauen, vorbereiten, einleben. Frachtcontainer haben die technische Ausstattung mit ihren kostspieligen Gerätschaften bis zum Starthafen geschippt, von wo sie im Bauch der METEOR sorgfältig zu einem vorübergehenden Labor aufgebaut und zusammengefügt wird. Alle Technik soll fest an ihrem Platz bleiben, gerade wenn es an Bord mal kräftig schaukeln wird. Der Kapitän klärt die Mannschaft mit praktischen Übungen über die Sicherheitsbestimmungen auf und schärft ihr ein, wie jeder Einzelne sich im Notfall zu verhalten hat.

10. JULI 2017 Windstärke sieben und ein ungewöhnlich hoher Wellengang führen die ersten seekranken Patienten zu unserem Schiffsarzt. Unter diesen Bedingungen kommt das Schiff nur langsam voran, wir sind im Verzug. Die Zeit nutzen wir, um uns vom Anblick des karibischen Meeres verzaubern zu lassen und beobachten in den Wellen Delfine.

Die Gruppe steuert den ersten Entnahmepunkt für die Beprobung von Sedimentschichten aus dem 4.000 Meter tiefen Meeresboden an. In den vergangenen Stunden übten die Forscherinnen und Forscher das Prozedere trocken: Welche Handgriffe sind zu tun, wenn das Gerät den Bohrkern aus dem Wasser hebt? Bei den aufwändig zu Tage geförderten Kernen ist es wichtig, sie sorgfältig und schnell für die Analyse aufzubereiten, ohne dass wertvolles Sediment



verloren geht. Wenige Millimeter Boden sind schließlich der Fingerabdruck von mehreren tausend Jahren Geschichte!

Im Nasslabor werden die Kerne aus der Röhre isoliert. Einige Analysen können die Biologinnen und Biologen mit den mitgebrachten Mikroskopen an Bord vornehmen. Für tiefere Messungen werden Teile der Bohrkerne direkt eingefroren und gut gekühlt weiter ans heimische Labor der Universität zu Köln geschickt.

13. JULI 2017 An der Wasseroberfläche ziehen Straßen von Braunalgen an uns vorbei. Durch die ansteigende Temperatur des Ozeans haben sie sich dramatisch vermehrt. Der Teppich ist riesig. Mit einem Netz fischen wir einige Stränge ab, denn uns interessiert, was für mikroskopisch kleine Lebensgemeinschaften sich auf der Alge herausgebildet haben.

Die Tiefsee ist das am wenigsten erforschte Ökosystem der Erde. Arndt und sein Team vermuten, dass etliche bisher noch unentdeckte Arten sie bevölkern. Besonders Augenmerk liegt auf den Ziliaten, auch Wimperntierchen genannt. Diese Einzeller weisen eine bisher kaum untersuchte Biodiversität auf und sind offenbar sehr anpassungsfähig an extreme Bedingungen – wie wenig Nahrung, hoher Druck oder niedrige Temperaturen.

Das Team misst die aktuelle Temperatur der Tiefsee: An der Wasseroberfläche beträgt sie 28 Grad Celsius, ab einer Tiefe von 1.000 bis 1.500 Metern beträgt sie konstante 4 Grad Celsius bis hinab zum Grund. Bei 60 Metern Tiefe stellen die Wissenschaftler das »Chlorophyll-Maximum« fest – an diesem Schwerpunkt der Algendichte wird die größte Zahl von Organismen wie Viren, Bakterien und Protisten, also Einzellern erwartet, denn hier finden sie beste Überlebensbedingungen vor.

Je tiefer es geht, desto höher wird der Druck des Wassers, desto weniger Nahrung gibt es. Artenreichtum und die Zahl von Organismen nehmen rapide ab. Bis zu welcher Tiefe schaffen die zähen Wimperntierchen es zu überleben?

15. JULI 2017 Wow! Wir haben in der Oberfläche des Sedimentkerns den ersten lebenden Ziliaten in über 4.000 Metern Tiefe gefunden! Damit haben wir den bisherigen Rekord von 2.000 Metern geknackt. Dieses Wimperntierchen muss besonders talentiert sein, sich an die Tiefe anzupassen. Wie macht es das bloß?

Neben den Sedimentkernen untersuchen die Expeditionsteilnehmerinnen und -teilnehmer auch die Verteilung von Organismen im Meereswasser. Mithilfe eines hinabgelassenen sogenannten Kranzwasserschöpfers

können Wasserproben aus unterschiedlichen Tiefen genommen werden. Im Schiffslabor werden die Wasserproben dann in einer langwierigen Prozedur gefiltert. Übrig bleiben die kleinsten Organismen, die fleißige Forscher nun identifizieren, zählen und genauer analysieren. Später im Kölner Labor soll dann auch noch ihre Erbsubstanz sequenziert werden, um ein umfassendes Bild von der Diversität in der Atlantischen Tiefsee zeichnen zu können.

20. JULI 2017 Mit etwas Glück stolpert man bei seinem Spaziergang durch den Dschungel von Containern, Maschinen und Stahlgerüsten über einen fliegenden Fisch. Tiere wie Heuschrecken und Geckos nutzen unser Schiff vermutlich seit Panama als behagliche Ferienwohnung. Fasziniert schauen wir auch den schönen Seevögeln zu. Voraussichtlich nächste Nacht erreichen wir unsere zweite Station.

/// **LIEBE LESERIN, LIEBER LESER!**

/// Wie es in der verbleibenden Zeit weitergeht für das Team von der M 139 und ob sie ihren Zeitplan einhalten, das lesen Sie auf dem Ozeanblog der Forschungsmannschaft. Ahoi! ▶



OZEAN-BLOG:
www.oceanblogs.org/m139

Expeditionsleiter Professor Dr. Hartmut Arndt (Mitte) und sein Team isolieren einen Sedimentkern aus 4.000 Metern Tiefe im Nasslabor der METEOR. Unter dem Mikroskop entdecken sie kleinste Wimperntierchen in der Oberflächenschicht



WENN WASSER KNAPP IST

JAN VOELKEL

Der Sonderforschungsbereich 1211 untersucht wie Landschaften, Tiere und Pflanzen sich unter extremer Trockenheit entwickeln.



Die extrem trockene Atacama-Wüste in Chile. Kaum ein Lebenszeichen weit und breit.

Wasser ist das definierende Element unseres Planeten. Es hinterlässt Spuren in der Landschaft, gestaltet so wesentlich das Erscheinungsbild der Erde und macht die Entwicklung von Pflanzen, Tieren und Menschen erst möglich. Die wechselseitigen Beziehungen zwischen diesen beiden Prozessen, der Landschaftsevolution sowie der Entwicklung des Lebens, untersucht der

Sonderforschungsbereich 1211 »Earth – Evolution at the Dry Limit« an der Universität zu Köln.

Geomorphologische Prozesse, also Veränderungen der Erdoberfläche, werden entscheidend durch die Verfügbarkeit und Abwesenheit von Wasser beeinflusst. Der Fokus der Forscherinnen und Forscher liegt hierbei auf extrem trockenen, sogenannten ariden

und hyperariden Gebieten. Das klingt zunächst paradox, wo doch gerade das Wasser der essentielle Evolutionsbaustein ist. Allerdings tritt in diesen extrem trockenen Gebieten der Einfluss des Wassers besonders deutlich zu Tage. Ist es in einer ariden Region etwa nur kurzzeitig verfügbar, sind geomorphologische Veränderungen besonders ausgeprägt. Für die geowissenschaftliche Forschung können diese Gebiete somit



Die Atacama als Küstenwüste. In der Nähe zum Meer wachsen Kakteen, die viel Wasser speichern können, um Trockenperioden zu überstehen.



Dort, wo Nebel noch für Feuchtigkeit sorgt, werden die Kakteen von Flechten besiedelt.



Der Rio Loa ist einer der wenigen permanent wasserführenden Flüsse. Die starken Pegelschwankungen hinterlassen deutliche Spuren in den ausgetrockneten Hochflutrinnen.

**So unwirtlich
die Atacama
auf den ersten
Blick erscheint,
gibt es aber
auch hier Leben.**



Alles Leben in der Atacama ist an die harschen Umweltbedingungen angepasst. Die Biologen im Projekt versuchen, die evolutionäre Entwicklung des Lebens mit der Geschichte der Landschaftsentwicklung in Einklang zu bringen.



Zivilisationsreste: Diese Wüstenmaus, mit großen Ohren zum Wärmeaustausch, entsprang einer kleinen wilden Müllkippe am Wegesrand.

spannende Archive über die Landschaftsentwicklung unter extrem trockenen Bedingungen darstellen.

Auch für die Evolution des biologischen Lebens sind Trockengebiete vielversprechende Forschungsgebiete. Die Forscher und Forscherinnen des SFB 1211 versuchen etwa evolutionäre Schwellen zu ermitteln, so genannte ›tipping points‹. So wird erforscht, ab wann und unter welchen Bedingungen Leben überhaupt möglich ist, wie es sich entwickelt und welche Barrieren es gibt.

Eine Kernregion, die vom SFB untersucht wird, ist die **Atacama Wüste**, in der die Forscher und Forscherinnen in Frühjahr 2017 erste Feldarbeiten durchgeführt haben. Sie ist neben den Polarregionen die weltweit trockenste Wüste und erstreckt sich vom Süden Perus über den Norden Chiles. Es gibt Gebiete, in denen jahrzehntelang kein Tropfen Regen fällt. So unwirtlich die Atacama auf den ersten Blick erscheint, gibt es aber auch hier Leben. Die Flora der Wüste ist mit rund 550 verschiedenen Pflanzenarten sogar erstaunlich vielfältig. Vor allem in den Küstenregionen finden sich Gräser, Pflanzen und

Kakteen, die sich auf die kargen Lebensbedingungen eingestellt haben. Aber auch Insekten wie Käfer und sogar kleine Reptilien und Säugetiere haben sich hier ihre ökologische Nische gesucht.

In der ersten Forschungsperiode des SFB sammeln die Forscher Wetterdaten und erstellen Klimamodelle. Zudem wird anhand geologischer Proben eine Chronologie der Landschaftsentwicklung ermittelt. So wird etwa aus dem Alter und der Zusammensetzung eines Bohrkerns, der aus einer zeitweilig wasserführenden Senke gezogen wird, rekonstruiert, wie sich das Klima im Verlauf der vergangenen Millionen Jahre verändert hat. Neben den vorwiegend geowissenschaftlichen Projekten beschäftigt sich ein Teilbereich des SFB mit der zeitlichen und räumlichen Ausbreitung der Flora und Fauna in der Atacama.

▼ **Atacama-Wüste** — Zahlen zur Atacama-Wüste: Die Atacama an der Pazifikküste Südamerikas ist die trockenste Wüste der Welt. In den zentralen Bereichen der Atacama herrscht bereits seit 15 Millionen Jahren beständig ein extrem trockenes (›hyperarides‹) Klima.

Klimadaten haben gezeigt, dass es Flussbetten gibt, die seit 120.000 Jahren kein Wasser mehr führen.

Im Vergleich zum Death Valley in den USA fällt in der Atacama im Jahresdurchschnitt nur etwa ein Fünfzigstel der Regenmenge.

Die Wüste nimmt eine Fläche von 75.573 km² ein. Zum Vergleich: Holland hat eine Fläche von nur rund 40.000 km².

Die Bedingungen in der Atacama sind denen auf dem Mars nicht unähnlich. Daher testet die NASA hier für ihre Mars-Rover-Missionen.

Die Atacama-Region ist sehr dünn besiedelt. Auf einen Quadratkilometer kommen durchschnittlich 3,4 Einwohner.

FACHMEDIEN BESTELLEN? DIE UNIVERSITÄTS- UND STADTBIBLIOTHEK BEZAHLT UND LIEFERT

Aktuelle Fachliteratur gesucht und nicht fündig geworden? Über das Suchportal www.ub.uni-koeln.de der Universitäts- und Stadtbibliothek (USB) können angemeldete Nutzer benötigte Medien unkompliziert und kostenfrei anschaffen lassen. Bereits ein Viertel der 2017 neu erworbenen Einzelbände gehen auf Nutzerbestellungen zurück. So passt die USB ihren Bestand mehr und mehr an Bedürfnisse der Benutzer an. Dabei werden bevorzugt elektronische Ausgaben angeschafft, die campusweit abrufbar sind. Gerade E-Medien liegen oft schon innerhalb eines Tages oder sogar weniger Stunden vor. Erscheint beim Suchen in der Trefferliste der Hinweis »Neuanschaffung möglich«, kann man den gewünschten Titel in wenigen Schritten bestellen. Taucht der Titel in den Suchergebnissen nicht auf, kann man ihn zur Anschaffung vorschlagen. Die USB behält sich eine Prüfung der Titel vor.

Weitere Informationen:

http://bit.ly/usb_PDA

http://bit.ly/usb_ananschaffung



SIE BESTELLEN,
WIR ZAHLEN
UND LIEFERN!
http://bit.ly/usb_PDA

DREI KÖLNER HOCHSCHULEN BIETEN GEMEINSAM ERSTEN MASTER FÜR GENDER & QUEER STUDIES AN

Mit dem neuen Masterstudiengang »Gender & Queer Studies« bilden die Universität zu Köln und die Technische Hochschule Köln unter Lehrbeteiligung der Hochschule für Musik und Tanz Köln Studierende in der Genderforschung aus. Das Studienangebot startet im kommenden Wintersemester 2017/18 und reagiert auf die gestiegene Nachfrage aus Wissenschaft, Politik und Kultur nach Expertinnen und Experten mit fachlicher Genderkompetenz. Durch den Master können sich Studierende aus den Feldern der Sozial- und Erziehungswissenschaften, Geistes- und Kulturwissenschaften, Natur- und Technikwissenschaften, Medizin, Rechtswissenschaften, Wirtschaftswissenschaften und den Künsten profilieren. Gender & Queer Studies drehen sich inhaltlich um Dynamiken gesellschaftlicher Verhandlung von Geschlechts- und Sexualitätskonzepten und fördern eine kritische Auseinandersetzung mit ihnen. Für den Masterstudiengang sind pro Studienjahr 40 Plätze vorgesehen.

UNIVERSITÄT ZU KÖLN MITGLIED IN RENOMMIERTEM BÜNDNIS EUROPÄISCHER UNIVERSITÄTEN

Die Generalversammlung der Coimbra Gruppe hat am 9. Juni mit großer Mehrheit die Aufnahme der Universität zu Köln beschlossen. Die Coimbra Gruppe, benannt nach einer der ältesten Universitäten in Europa, ist ein 1985 gegründeter Zusammenschluss von 37 etablierten europäischen multidisziplinären Universitäten. Ziel des Netzwerkes ist eine Vertiefung der Zusammenarbeit zur Förderung von Exzellenz in Lehre und Forschung, zur Internationalisierung und zur Wirkung von Wissenschaft und Forschung in die Gesellschaft – ein Aspekt, der gerade in der aktuellen politischen Entwicklung nochmals an Bedeutung gewonnen hat. Im Sinne einer engen Zusammenarbeit auch mit der Europäischen Kommission befindet sich der Sitz des Netzwerkes in Brüssel.

Die Universität zu Köln verfügt bereits über bilaterale Kooperationen mit fast allen Mitgliedsuniversitäten, über das Erasmusplus Programm, in spezifischen Forschungsk Kooperationen und in einigen Fällen auch als Universitätspartnerschaft. Die Mitgliedschaft wird der Uni Köln die Möglichkeit geben, diese Kooperationen zu vertiefen und zusammen mit dem Netzwerk auf der europäischen Ebene bildungspolitische Impulse zu setzen.

◀ **GENDER & QUEER STUDIES
FÖRDERN EINE KRITISCHE
AUSEINANDERSETZUNG
MIT DYNAMIKEN VON
GESELLSCHAFTLICHEN
VERHANDLUNGEN RUND
UM GESCHLECHTS- UND
SEXUALITÄTSKONZEPTEN.**

IST DAS NOCH GESUND?

Kinder und Jugendliche verbringen immer mehr Zeit mit digitalen Medien. Das kann zu Störungen bei der Sprachentwicklung, Konzentrationsstörungen, Unruhe und Übergewicht führen, berichtet die BLIKK-Studie 2017. Drei Kölner Wissenschaftler aus unterschiedlichen Fachrichtungen ordnen die Ergebnisse ein und geben Tipps zum richtigen Umgang mit Smartphone, Tablet und Spielkonsole.

EVA SCHISSLER

»Ein Leben ohne Smartphone? Kann ich mir nicht vorstellen«, schreibt der fünfzehnjährige Robert Campe in seinem Bestseller »What's App, Mama«. Als sein Smartphone mal kaputtging, war er völlig verzweifelt und fühlte sich von der Welt abgeschnitten. Mit seinem Buch möchte Campe den Erwachsenen erklären, warum Jugendliche ständig auf ihr Smartphone schauen – und warum das normal ist.

Doch es gibt auch vehemente Kritiker dieser Sichtweise. In seinem Buch »Digitale Demenz« warnt der Ulmer Psychiater Manfred Spitzer in drastischen Tönen vor den Gefahren des Medienkonsums. Schon die Nutzung eines Navigationsgerätes führe zum Abbau der grauen Zellen und letzten Endes zur Verblödung des Homo Automobilis.

Eltern, Erzieher und Lehrer sind verunsichert. Wie viele Stunden darf der Nachwuchs gefahrlos täglich vor dem Bildschirm verbringen? Wie sinnvoll ist der Einsatz digitaler Medien im Unterricht? Und ab wann schlägt der Spaß am Computerspiel in Sucht um?

Ende Mai stellte Marlene Mortler, die Drogenbeauftragte der Bundesregierung, erste Ergebnisse aus der BLIKK-Studie 2017 vor. Die Chancen der Digitalisierung stehen für die Verfasser der Studie zwar außer Frage. Doch sie fordern mehr »digitale Fürsorge« in der Gesellschaft und eine Abklärung potenziell gefährlicher Mediennutzung beim Kinderarzt.

Wir haben drei Kölner Experten gefragt. Ein Medienpädagoge, ein Kinder- und Jugendpsychologe und ein Game Studies-Spezialist sprechen über Sinn und Unsinn der neuen Medien. Sie geben wertvolle Tipps, wie sich nicht nur Kinder und Jugendliche für den digitalisierten Alltag fit machen können. Ihr Fazit: zwischen Totalverzicht und Dauerdaddeln gibt es durchaus einen goldenen Mittelweg.

BLIKK-STUDIE 2017

- Kinderärzte haben in Deutschland rund 5500 Kinder und Jugendliche untersucht und sie und ihre Eltern zu ihrem Umgang mit digitalen Medien befragt. Die Ergebnisse:
- Kinder und Jugendliche im Alter von 8 bis 13 Jahren, die täglich mehr als eine Stunde digitale Medien nutzen, leiden häufiger unter Konzentrationsschwäche oder sind hyperaktiv. Sie konsumieren mehr süße Getränke und Süßigkeiten und haben eher Übergewicht.
 - Sowohl jüngere als auch ältere Kinder mit hohem Medienkonsum sind eher unruhig und schnell ablenkbar.
 - Sogar 70 Prozent der Kinder im Kita-Alter nutzen das Smartphone ihrer Eltern mehr als eine halbe Stunde täglich.
 - Kinder unter sechs Jahren, die intensiv digitale Medien nutzen, haben häufiger Störungen bei der Sprachentwicklung, sind eher hyperaktiv oder können sich schlechter konzentrieren.

What's App, Mama

— Robert Campe:
What's App Mama. Warum wir Teenies den ganzen Tag online sind – und warum das okay ist! Eden Books: 2017

BLIKK — BLIKK steht für Bewältigung, Lernverhalten, Intelligenz, Kompetenz, Kommunikation

Original-Pressinformation der Drogenbeauftragten der Bundesregierung ▼



BLIKK-STUDIE 2017
<http://www.drogenbeauftragte.de/presse/pressekontakt-und-mitteilungen/2017/2017-2-quartal/ergebnisse-der-blick-studie-2017-vorgestellt.html>

SCHULEN BRAUCHEN MEDIENKONZEPTE

Medien sind für Heranwachsende ein wichtiger Sozialisationsfaktor. Daher spielt die Förderung der Medienkompetenz seit Mitte der 1990er Jahre in allen pädagogischen Bereichen eine wichtige Rolle. Das fängt heute schon im Kindergarten an, ist aber auch Aufgabe von Schulen, Familien und Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe. Altersbeschränkungen sind für problematische und entwicklungsbeeinträchtigende Inhalte auf jeden Fall sinnvoll, aber wir sollten auch nicht übermäßig besorgt sein, denn eine generell schädliche Wirkung von Medien gibt es nicht. Sie ist bisher nicht wissenschaftlich nachgewiesen worden.

In den Frühzeiten der Medienwirkungsforschung in den 1950er und 60er Jahren galt das Paradigma des Behaviorismus. Der Behaviorismus geht von einem Reiz-Reaktions-Schema aus, das einfache, klare Kausalzusammenhänge herstellt. Aber die wenigsten Erkenntnisse, die unter Laborbedingungen an einer begrenzten Gruppe von Menschen gewonnen werden, sind auch verallgemeinerbar. Die moderne Medienwirkungsforschung ist komplexer und stellt infrage, dass Medien wirklich direkt wirken. Auch bei den vermeintlichen neurologischen Schäden durch zu viel Bildschirmnutzung wird der Zusammenhang aus meiner Sicht zu schnell gezogen. Die Neurowissenschaften leisten mit ihren neuen Bildgebungsverfahren einen wichtigen Beitrag: Sie zeigen, welche Regionen des Gehirns bei der Rezeption bestimmter Medien aktiviert werden. Aber damit können wir noch lange nicht die eindeutige Schlussfolgerung ziehen, dass das Rezipieren beispielsweise gewalttätiger Inhalte auch zu gewalttätigem Verhalten führt. Eine monokausale Argumentation über die Risiken von Medien – ob neu oder alt – ist meiner Meinung nach nicht seriös.

Kinder und Jugendliche wachsen mit den neuen Medien auf. Das lässt sich nicht verhindern. Medienkompetenz bedeutet heute, dass man sich zum Beispiel mit sozialen

Medien auskennt und bestimmte Apps nutzen kann. Oder dass man weiß, wie Konzerne wie Facebook ihr Geld verdienen und wie Wikipedia funktioniert. Ganz wichtig



PROFESSOR DR. KAI-UWE HUGGER ist Professor für Medienpädagogik und Mediendidaktik an der Humanwissenschaftlichen Fakultät. Er forscht und lehrt zu Themen wie digitale Mediensozialisationsprozesse, Medienkompetenz, Peerforschung und digitale Medien. Gemeinsam mit seiner Frau Mareike Hugger hat er den Ratgeber »Was Eltern bewegt: Umgang mit Medien« (2014) verfasst.

ist auch die kritische Reflektion im Umgang mit Datenschutz und Fake News. Medienkompetenz beinhaltet aber auch einen kreativen Umgang mit Medien. Wie drehe ich nach meinen persönlichen Vorstellungen ein Video und stelle es auf Youtube ein? Oder wie entwickle ich einen eigenen Blog zu einem Thema, das mich interessiert?

Schulen haben dabei eine besondere Aufgabe: Neben der Förderung von Medienkompetenz müssen sie auch klären, wie digitale Medien sinnvoll im Unterricht eingesetzt werden können. Es greift zu kurz, wenn eine Schule heute meint, das Problem der Handynutzung mit einem strikten Handyverbot lösen zu können. Bei dem Einsatz von elektronischen Whiteboards oder Tablets im Unterricht geht es immer um die Frage, wie ich das Lernziel am besten erreichen kann. Sofern diese Medien dabei helfen, halte ich ihren Einsatz für gut. Wird das elektronische Whiteboard aber nur wie eine normale Tafel benutzt, kann man auch darauf verzichten.

Viele internationale Studien zur Tablet-Nutzung in Schulen, zum Beispiel vom Trinity College in Melbourne oder in der kanadischen Region Quebec, haben jedoch gezeigt, dass Unterrichtseinheiten mit neuen Medien sehr erfolgreich sein können. Schüler sind motiviert, wenn sie mit einem Tablet arbeiten dürfen. Dazu kommt, dass der Lehrer oder die Lehrerin besser aktive

Lerntechniken nutzen, Lerninhalte individualisieren und die Zusammenarbeit der Schüler unterstützen kann. Doch leider sind die Lehrer an dieser Stelle zu oft auf sich gestellt. Viele Schulen haben mit ganz grundsätzlichen organisatorischen Problemen zu kämpfen – mit einer unzureichenden medialen Infrastruktur, mit einem veralteten Medienkonzept oder mit mangelnder Unterstützung durch Schulleitung und Kollegen. Hier würde ich mir wünschen, dass die Landespolitik die Schulen noch stärker unterstützt.

Übrigens ist es ein Irrtum anzunehmen, dass die jüngere Generation von Lehrern und Lehrerinnen automatisch die digitalen Medien in den Unterricht trägt. Es ist nicht allein eine Generationenfrage. Ob und wie die digitalen Medien in den Unterricht integriert werden hängt vor allem von der medienpädagogischen und mediendidaktischen Kompetenz von Lehrerinnen und Lehrern ab. Manche Lehramtsstudierende erzählen mir im Seminar, dass sie zwar privat gerne »Ballerspiele« spielen, diese im Unterricht wegen ihrer schädigenden Wirkung aber nicht thematisieren würden. Ich finde, diesen Studierenden fehlt die heute notwendige medienpädagogische Kompetenz. Dazu gehört einerseits die Fähigkeit, die digitalen Medien in lernförderlicher Weise einzusetzen. Andererseits müssen wir die Nutzung von digitalen Medienangeboten im Unterricht kritisch diskutieren können.

▼ **Ballerspiele** — Die Amokläufe von Erfurt (2002) und Winnenden (2009) führten zu einer erhitzten Debatte über sogenannte Killerspiele. Zuletzt flammte sie nach dem Amoklauf von 2016 in München wieder auf, da der Täter David S. regelmäßig das Computerspiel »Counter-Strike« gespielt hatte. Experten verfolgen heute einen Risikogruppenansatz und gehen davon aus, dass diese Spiele bei den allermeisten Nutzern kein gewalttätiges Verhalten begünstigen.

KINDER- UND JUGENDPSYCHOLOGE DANIEL WALTER

ALLE SOZIALEN SCHICHTEN SIND BETROFFEN

Wir beobachten mit großer Sorge, dass in den vergangenen Jahren psychische Auffälligkeiten bei Kindern und Jugendlichen zugenommen haben, die mit exzessiver Mediennutzung zusammenhängen. In der Kinder- und Jugendpsychiatrie der Uniklinik Köln behandeln wir viele Jugendliche mit übertriebenem Medienkonsum. Manche der Betroffenen machen kaum noch etwas Anderes in ihrem Leben und leiden beispielsweise unter depressiven Störungen. Wir sehen auch, dass die Nutzer immer jünger sind – viele Kinder verbringen bereits im Kindergarten- und Grundschulalter zu viel Zeit mit dem Smartphone ihrer Eltern, mit Tablets oder Spielkonsolen.

Schon 2009 hatten laut Statistischem Bundesamt über 90 Prozent der Jugendlichen ein internetfähiges Handy. Eine Studie der Universität Bonn von 2014 hat herausgefunden, dass Jugendliche heute durchschnittlich alle 7 Minuten auf ihr Handy schauen. Im Jugendalter nutzen Jungen digitale Medien eher für Onlinespiele, während Mädchen mehr Zeit in sozialen Netzwerken verbringen.

Übergewicht und Entwicklungsverzögerungen

Bei Kindern geht problematischer Medienkonsum oft mit Entwicklungsverzögerungen einher – etwa beim Spracherwerb, bei der Aufmerksamkeitsspanne und bei den motorischen Fähigkeiten. Zudem sind diese Kinder häufiger übergewichtig. Betroffen sind Kinder und Jugendliche aus allen sozialen Schichten. Es ist aber nicht nur ein Problem der Kinder und Jugendlichen, sondern auch ihrer Eltern. Kinder machen die meisten Lernerfahrungen durch das Beobachten anderer. Die wichtigsten Bezugspersonen sind dabei die Eltern. Auch die haben oft ein Problem mit der Mediennutzung – vor allem mit Smartphones. Sowohl für Kinder und Jugendliche als auch für ihre Eltern ist

der Erwerb von Medienkompetenz eine große Herausforderung.

Es ist schwierig, eine klare Grenze zu definieren, ab wann Medienkonsum kritisch wird. Es gibt aber je nach Alter des Kindes Empfehlungen zu maximalen Zeiten. Wir sagen den Eltern grundsätzlich, dass sie den Medienkonsum ihrer Kinder von Anfang an steuern müssen. Dabei sollten sie auf zwei Dinge achten: das Ausmaß des Konsums und die Art des Konsums. Die von uns empfohlene Höchstdauer ist von Fall zu Fall unterschiedlich und hängt auch von anderen Faktoren wie Schulleistungen oder Sozialkontakten ab. Und es muss eine medienfreie Zeit im Alltag geben. Manche Jugendliche nehmen das Smartphone sogar mit ins Bett und kommen so viel zu spät zur Ruhe. Studien belegen, dass der Medienkonsum gerade in den Abendstunden das Einschlafen erschwert.

In der Klinik sehen wir auch häufig, dass sich Eltern nicht gegen ihre Kinder durchsetzen können. Ich versuche den Eltern dann klarzumachen, dass ihrem Kind durch die viele Zeit, die es vor dem Bildschirm verbringt, der direkte Kontakt zu Gleichaltrigen fehlt. Wie man Freundschaften entwickelt, die eigenen Interessen durchsetzt oder Konflikte löst – diese sozialen Fähigkeiten erlernen diese Kinder oft nur unzureichend. Daraus kann sich ein Teufelskreis entwickeln, weil die neuen Medien gerade für diejenigen Kinder und Jugendlichen attraktiv sind, die nicht gut sozial eingebunden sind und

nicht gut ankommen. Das kann dazu führen, dass sie mehr und mehr in einer digitalen Parallelwelt versinken.

Ich möchte die neuen Medien nicht grundsätzlich verteufeln. Sie bieten eine große Chance, die die Gesellschaft positiv nutzen kann. Wichtig ist die richtige Mischung an Aktivitäten. Wenn Kinder und Jugendliche in der Schule gut klarkommen, in den Sportverein gehen und viel Kontakt zu Gleichaltrigen haben, können sie auch häufiger aufs Handy schauen ohne Gefahr zu laufen, ein Problem zu entwickeln.



/// **PRIVATDOZENT DR. DANIEL WALTER** arbeitet seit 1999 an der Klinik und Poliklinik für Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters der Universitätsklinik Köln. Er ist Diplom-Psychologe und approbierter Psychotherapeut für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Heute ist er vor allem in Forschung und Lehre aktiv, hat aber früher auch als Therapeut gearbeitet. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Psychotherapieforschung im Jugendalter, Wirksamkeit von Psychotherapie unter Routinebedingungen und Schulvermeidung.

»Es ist nicht nur ein Problem der Kinder und Jugendlichen, sondern auch ihrer Eltern.«

COMPUTERSPIELE NICHT GLEICH VERBIETEN, WENN DAS PIXELBLUT SPRITZT

Einige Eltern, Pädagogen und Mediziner lehnen Computerspiele pauschal als schädlich ab. Hier gibt es einen Graben zwischen den Generationen. Wem als Kind noch kein Computer oder keine Spielkonsole zur Verfügung stand, dem fehlt oft ein grundlegendes Verständnis dieses Mediums. Eltern müssen nicht jedes Spiel kennen, aber sie sollten sich doch ein Grundwissen über die Logik von Computerspielen aneignen. Bei den verschiedenen Action-, Strategie- und Glücksspielen ist auch die Frage wichtig, wie das Spielgeschehen erzählerisch gerahmt ist. Natürlich gibt es Spiele mit problematischer, gewalttätiger Rahmenhandlung. Aber das unterscheidet schlechte Computerspiele nicht grundsätzlich von schlechten Filmen, schlechten Büchern oder schlechten Fernsehserien.

Oft freuen sich Jugendliche geradezu über ihr Spezialwissen bei Computerspielen – ihr Herrschaftswissen gegenüber den Erwachsenen. Je krasser die Darstellung, desto besser. Denn damit können sie die Eltern schocken. Eltern sollten sich also ein Minimum an Kompetenz aneignen, aber das Spiel nicht gleich verbieten, wenn mal das Pixelblut spritzt. Das ist auch eine Art Rebellion, die durchaus berechtigt ist.

Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive ist interessant zu beobachten, dass sich hier eine bekannte Geschichte wiederholt: Heute gelten Computerspiele und die neuen Medien als gefährlich, vor einigen Jahren war es noch das Fernsehen. Davor waren es Filme, die potenziell süchtig machten, und noch früher waren es Bücher. Im achtzehnten Jahrhundert warnte man eindringlich vor den Gefahren der Theatersucht. Heute freuen wir uns, wenn junge Menschen mal ein Buch zur Hand nehmen oder ins Theater gehen.



DR. BENJAMIN BEIL ist Juniorprofessor für Medienwissenschaft mit Schwerpunkt Digitalkulturen am Institut für Medienkultur und Theater der Philosophischen Fakultät. Er befasst sich in seinem Forschungsschwerpunkt Game Studies mit digitalen Spielen aus einer historisch-kulturwissenschaftlichen Perspektive. Weiter Forschungsbereiche sind Transmedialität, TV-Serien und partizipative Medienkulturen.

Zur Frage der Sucht: Natürlich sind die Spiele so konzipiert, dass sie Spaß machen. Den Spieleherstellern kann man keinen Vorwurf machen, wenn sie ein Spiel entwickeln, das man gerne spielt. Ein gewisses Problem gibt es sicherlich bei Endlosspielen. Die kann man zwar in Etappen gewinnen, es folgt aber immer die nächste Partie. Man kann nur hoffen, dass das für den Spieler irgendwann langweilig wird.

Andersherum könnte man aber auch behaupten, dass Fußball ein gefährliches Spiel sei, das süchtig macht. Da gehe ich auch jeden Tag zum Bolzplatz, weil mir die soziale Interaktion in der Gruppe Spaß macht. Wenn ich mit meinen Mitspielern nicht klarkomme, verliert das auch irgendwann seinen Reiz. Genauso ist es bei Multiplayer-Spielen – es ist die soziale Interaktion, die Spaß macht. Wenn Kinder und Jugendliche täglich Fußball spielen, gelten sie auch nicht gleich als sportsüchtig. Aber eine halbe Stunde Computerspielen am Tag soll schon bedenklich sein? Beim Fußballspielen würde man sicherlich eine andere Schwelle ansetzen. Aber warum eigentlich?

Neben dem Aspekt der Sucht haftet Computerspielen nach wie vor das Negativimage an, sie würden gewalttätig machen. Die Killerspieldebatte konnte aus meiner Sicht allerdings nie befriedigend die Frage beantworten, ob dem tatsächlich so ist. Gewaltbereitschaft ist individuell: Wenn jemand generell ein Gewaltpotenzial in sich trägt, kann dieses Potenzial durch Spiele – ebenso wie auch durch Filme oder Serien – womöglich verstärkt werden. Ob die Ursache für das Gewaltpotenzial allein im Spiel liegt, ist deshalb äußerst fraglich.

In den vorläufigen Ergebnissen der BLIKK-Studie wird für meinen Geschmack zu allgemein über den Umgang mit neuen Medien gesprochen. Wenn ich die Information bekomme, dass jemand eine halbe Stunde oder eine Stunde mit seinem Smartphone beschäftigt war, weiß ich noch lange nicht, was er oder sie damit gemacht hat. Hat die Person gespielt, etwas gelesen oder Musik gehört? Das kann man bei einem Universalmedium wie dem Smartphone nur mutmaßen. Einerseits warnt die Studie vor den neuen Medien, andererseits fordert sie höhere Medienkompetenz. Diese Kompetenz erwerbe ich aber nur im Umgang mit den Medien. Das ist ein für meinen Geschmack etwas unentschlüsselter Ansatz.



»I'M NOT A HERO. I'M A CITIZEN. AND SO ARE YOU«

Edward Snowden



Edward Snowden per Live-Stream zu Gast in der voll besetzten Aula der UzK.

Courage! Mut, sich gegen Missstände zur Wehr zu setzen und für die Moral einzustehen, daran appellierte Edward Snowden bei einem von KölnAlumni veranstalteten, live gestreamten Vortrag an der Uni Köln. Auf YouTube gibt es den Mitschnitt für alle, die das Ausnahmeevent verpasst haben, zum Nachsehen.

»Good evening, Mr. Snowden ... a warm welcome from the University of Cologne!« – diese Worte von KölnAlumna Dr. Juliane Kronen, begleitet von tosendem Applaus, waren der Beginn eines Abends, den das Publikum in der voll besetzten Aula der Universität zu Köln so schnell nicht vergessen wird. Insgesamt über 2.000 Gäste verfolgten gebannt Edward Snowdens Gedanken zum Thema »Courage«. Wie erinnert sich der weltbekannte Whistleblower vier Jahre nach seinen Enthüllungen an seinen Mut und seine Motivation zurück? Wie bewertet er das aktuelle politische Weltgeschehen? Auf Einladung von Köln Alumni, dem Amerika Haus e.V. NRW und der Stiftung "The Right Livelihood Award« erhielt der noch immer im russischen Exil lebende Snowden ein seltenes öffentliches Forum, um seine Position zu Regierung und Gesellschaft im digitalen Zeitalter vor Publikum vorzutragen.

Edward Snowden zeichnete das Bild einer neuen und ungewissen Zukunft: »It is a future, where the law is justifying bases to present thread towards us, where technology can be turned against us. Therefore, we need to look for new meanings of enforcing human rights!« Es sei eine außergewöhnliche Zeit, in der viele Ideologien und Standpunkte aufeinander klapften. Die größte Kluft befinde sich zwischen den etlichen normalen Bürgerinnen und Bürgern auf der einen und

den wenigen Menschen mit Macht, Einfluss und Kontrolle auf der anderen Seite. Wenn Staaten den Weg für ihre Zukunft bereiten, ginge es stets nur um die Wünsche der Regierung, nicht um die Bedürfnisse der Bevölkerung, kritisiert Snowden. Dies stelle erstaunlicherweise kaum wer in Frage. Stolz und Patriotismus hätten vielmehr eine Kultur hervorgebracht, die ohne Misstrauen und Skepsis auskomme. Für Snowden ist



dies eine Tragödie: »If we allow the preferences of a few officials operating behind closed doors to replace the basic constitutional principles upon which our government was founded – the very idea of an enlightened civilization which generations of lives have been sacrificed with – then we are not citizens, we are subjects. But we're meant to be partner to our government.« Herausforderungen sollen nicht entmutigen, sagt Snowden, sie sollen Ansporn bieten. Jede Bürgerin, jeder Bürger sei nur eine Entscheidung weit entfernt davon, etwas Großartiges für die Welt zu leisten. Niemand käme bereits als Held auf die Welt, Held sei, wer heldenhaft handle.

Im Anschluss an den rund 40-minütigen Input bereitete eine Podiumsdiskussion die

streitbaren Positionen Snowdens nach. Professor Dr. Ulrike Ackermann (Direktorin des John Stuart Mill Instituts für Freiheitsforschung), Dr. Björn Schiffbauer (Institut für Völkerrecht und ausländisches öffentliches Recht, Universität zu Köln), Ole von Uexküll (Direktor der Stockholmer Right Livelihood Award Stiftung) und Professor Dr. Christiane Woopen (Vorsitzende der European Group on Ethics in Science and New Technologies) erörterten Maßstäbe für richtiges Handeln aus unterschiedlichen Perspektiven. Auch sie lieferten reichhaltiges »food for thought« für Studierende und Alumni an diesem Abend.

Für das Team von KölnAlumni markierte der 30. Juni 2017 das große Finale einer intensiven Planungs- und Vorbereitungsphase, mit dem das neu aufgestellte Netzwerk für Studierende, Alumni und MitarbeiterInnen der UzK seinen Auftakt gefeiert hat. Strahlkräftige Veranstaltungen, fach- und generationenübergreifend zu gesellschaftsrelevanten Themen, sollen das Profil des Netzwerks auch in Zukunft prägen.



DIE MITGLIEDSCHAFT im Netzwerk für Studierende, MitarbeiterInnen und Alumni der

Universität zu Köln ist kostenlos und eine unkomplizierte Registrierung unter www.koelnalumni.de möglich.

Ein kleiner Vorgeschmack auf die nächsten Veranstaltungen:

- › **22.09.2017:** Erstes Alumni-Jahrestreffen der WiSo-Fakultät
- › **24.11.2017:** KölnAlumni-Dinner im Hotel Excelsior Ernst

DIE SCHMITZ-SÄULE

Haben Sie schon einmal von der Schmitz-Säule gehört? Wenn nicht, dann spazieren Sie doch einmal zur offiziellen Adresse dieser Säule am Alter Markt 30. Nicht gefunden? Das ist aber erstaunlich, denn die Säule ist rund 4,50 Meter hoch und damit kaum zu übersehen. Mysteriös ist für viele Kölner die Bedeutung dieser quadratischen, möglicherweise aus Steinen der römischen Hafenanlage erbauten Säule. Ihr Name lässt aber schon vermuten, dass sie in einer Verbindung mit dem Kölner Stammbaum steht, der nach kölscher Sichtweise von der Familie Schmitz gegründet wurde. Diese Vermutung bestätigt dann auch eine erste Inschrift auf der Westseite der Säule. Intensive Recherchen zur Entstehung des Stammbaums der Kölner Ur-Ahnen haben nun Folgendes ergeben: In römischer Zeit war das heutige Martinsviertel eine Insel, umgeben vom Hauptarm und einem Nebenarm des Rheins. Auf dieser Insel standen römische Lagerhäuser. Diese wurden natürlich von schwarz gelockten, gut aussehenden römischen Legionären bewacht. Ab und zu schauten dann dort blonde ubische Mädchen aus dem Oppidum Ubiorum vorbei, und es kam zu dem, was man in Köln ein »Fisternöllsche« nennt, ein intimes Stelldichein. Als dann der erste kleine Schmitz das Licht der Welt erblickte, war der Stammbaum der Familie Schmitz begründet.

Eine Geschichte belegt die Entstehung des Kölner Stammbaums der Schmitzens in sehr frühen Zeiten. Es trafen sich der Bischof von Trier, von Mainz und von Köln auf einer Konferenz und unterhielten sich über ihre Herkunft. Der Bischof von Trier sagte: »Liebe Kollegen, ihr wisst ja, dass Trier die älteste Stadt Deutschlands ist und somit geht auch mein Stammbaum zurück in die römische Zeit«. Der Bischof von Mainz sag-

te: »Respekt, Herr Kollege, das ist wahrhaftig ein beeindruckender Stammbaum. Jedoch, mein Stammbaum geht schon zurück auf Adam und Eva«. Darauf sagte der Bischof von Köln: »Wo Sie jerade sagen »Eva« – war dat nit ne jeborene Schmitz?«

Damit dürfte wohl das Mysterium der Schmitz-Säule gelöst sein.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Kölner Uni erforschen, erkunden und erleben Köln. Ihre Forschungen beschäftigen sich mit Flora, Fauna und nicht zuletzt den Bewohnern der Stadt gestern und heute. Über Interessantes, Skurriles, Typisches oder auch weniger Bekanntes berichten sie in dieser Rubrik.

DR. ERWIN ORYWAL, Professor für Völkerkunde, erläutert, was es mit der Schmitz-Säule am Alter Markt auf sich hat.

∞ WEITERLESEN

- Den kompletten Beitrag finden Sie unter:
<https://www.portal.uni-koeln.de/unimagazin.html>
- Inschriften und Bilder zu sehen unter:
<http://koelnerecken.blogspot.de/2014/04/die-schmitz-saule-ein-denkmal-fur-den.html?m=1>



6021



2762 vollimmatrikulierte Studierende ohne die Zweit- und Gasthörer gab es im Wintersemester 1937 / 38 an der Universität zu Köln. Die Studierenden verteilten sich auf folgende Fakultäten: In der WiSo-Fakultät studierten 1109 Vollimmatrikulierte, in der Rechtswissenschaft 358, in der Humanmedizin 785, in der Zahnmedizin 110 und in der Philosophischen Fakultät waren es 400.

Aufmerksame Leser merken, dass die **Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät** und die **Humanwissenschaftliche Fakultät** nicht aufgeführt sind. Die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät existierte erst ab dem Jahr 1950 als eigenständige Fakultät. Vorher waren naturwissenschaftliche Fächer hauptsächlich der Philosophischen Fakultät zugeordnet. 1965 wurde die Pädagogische Hochschule Rheinland gegründet, die 1980 als Erziehungswissenschaftliche und Heilpädagogische Fakultät in die Universität integriert wurde. 2007 wurden die beiden Fakultäten zur Humanwissenschaftlichen Fakultät vereinigt.

Zum Vergleich: 50.617 Studierende (Haupt- und Nebenhörer, ohne Promotionsstudierende, inklusive Kurzzeitstudierende) studierten im Wintersemester 2016 / 17 an der Universität zu Köln.



MODERNITÄTSFETISCH ENGLISCH?

Englisch dominiert zunehmend die Wissenschaft in den Hochschulen.
Aber nicht jeder hält das für sinnvoll.

EVA SCHISLER



Die Ablösung des Latein als universelle Wissenschaftssprache hatte unbestreitbar große Vorteile: Sie führte seit der Renaissance zu einer Öffnung der Wissenschaften. Theologische, naturwissenschaftliche und philosophische Texte wurden nun breiteren Kreisen der Gesellschaft zugänglich. Heute ist Englisch die neue Lingua franca. Ist die Wissenschaft der Zukunft damit nur noch Teilöffentlichkeiten zugänglich? Der Arbeitskreis für Deutsch als Wissenschaftssprache (ADAWIS) befürchtet, dass der Trend zu immer mehr Englisch in Forschung und Lehre die Vielfalt der akademischen Kulturen erneut einschränkt und das demo-

kratische Grundprinzip der Wissenschaft infrage stellt. Eine Biomedizinerin und ein Soziologe der Uni Köln zeigen, wie die Wahl der Sprache Verständigung ermöglichen, Menschen aber auch vom wissenschaftlichen Diskurs ausschließen kann.

Lecture Hall, Mentoring, Family Support und Keynote – an deutschen Universitäten wimmelt es nur so von Anglizismen und als Denglisch gebrandmarkten Wörtern. Es gibt Fachbereiche deren Internetseiten nur noch in Englisch verfügbar sind. Und öffentliche Tagungen finden in Englisch statt, obwohl weder die Redner noch das Publikum aus dem englischen Sprachraum kommen. Ist

das sinnvoll oder doch ein Zeichen mangelnden Selbstbewusstseins?

Luca Pacioli, ein Pionier der modernen Mathematik und des Rechnungswesens, verabschiedete sich vor rund 500 Jahren von der damaligen Wissenschaftssprache Latein. Einhundert Jahre später tat das auch der italienische Universalgelehrte Galileo Galilei. Sie schrieben fortan auf Italienisch, und ein Großteil ihrer Arbeit bestand darin, in der Landessprache erst einmal Begriffe für die neuen Ideen zu schaffen. Der Zugang zum Wissen sollte jedem offenstehen.

Heute unterhalten sich Wissenschaftler aus der ganzen Welt auf Englisch. Keine Frage: Internationalität ist für Universitäten



DENGLISCH FOR
BEGINNERS GIBT
ES AUF UNSERER NEUEN
APP (FÜR DAS iPHONE)
UND ONLINE UNTER
www.unimagazin.uni-koeln.de

eine große Bereicherung. Spitzenforschung profitiert von der Zusammenarbeit zwischen Experten aus unterschiedlichen Ländern, die die gleichen Fachbegriffe nutzen und verstehen. Das hat die Wissenschaft erheblich beschleunigt. Und für viele junge Menschen sind die internationalen Begegnungen während des Studiums nicht nur eine wichtige Lebenserfahrung. Sie stärken auch ein für das Berufsleben nützliches Netzwerk. In der akademischen Praxis ist Internationalisierung jedoch oft gleichbedeutend mit einer Hinwendung zur englischen Sprache und zur anglo-amerikanischen Wissenschaftskultur, kritisiert der Arbeitskreis Deutsch als Wissenschaftssprache (ADAWIS).

Wer als Doktorand oder Postdoktorand nicht in den einschlägigen englischsprachigen Fachzeitschriften publiziert hat, hat kaum eine Chance auf dem Wissenschaftsmarkt. Manche dieser Zeitschriften verbieten sogar das Zitieren anderssprachiger Bücher oder Aufsätze. Dem Biowissenschaftler und Vorsitzenden des ADAWIS Ralph Mocikat zufolge führt diese Entwicklung dazu, dass Forschungsprojekte teilweise neu aufgelegt werden, weil nicht englischsprachige Publikationen zu demselben Thema ignoriert wurden. Außerdem beschränke sich die Wahrnehmung vieler Forscher dadurch auf die angloamerikanische Tradition.

Dem Arbeitskreis geht es nicht allein um den Erhalt der deutschen Wissenschaftssprache, sondern um die

▼ **ADAWIS** — 2007 gegründeten Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen den Arbeitskreis, der sich für den Erhalt von Sprachenvielfalt an Hochschulen und Forschungsinstituten einsetzt. Vorsitzender ist Ralph Mocikat, Professor für Translationale Molekulare Immunologie am Helmholtz Zentrum München.

www.adawis.de

Pflege unterschiedlicher Wissenschaftskulturen. Denn Sprache sei kein neutrales, austauschbares Vehikel, sondern stets mit einer bestimmten Geistestradiation, mit bestimmten Denk- und Argumentationsmustern verbunden. Schwindet die sprachliche Vielfalt, so schwindet auch die Vielfalt der Ideen.

Sprache kann Zugänge schaffen und ausgrenzen

Dass Englisch in vielen Disziplinen längst die dominante Sprache der Forschung geworden ist, sei eine Realität, der man pragmatisch ins Auge blicken müsse, meint die CECAD-Forscherin **Carien Niessen**. Neue wissenschaftliche Erkenntnisse in der Biomedizin seien nicht an einzelne Länder gebunden, sondern für ein globales Publikum relevant. Aus diesem Grund sollten sie auch so publiziert werden, dass sie einer breiten internationalen Öffentlichkeit zugänglich sind. »Eine Beschränkung auf die deutsche Sprache würde in meinem Fach bedeuten, dass man international abgehängt wird. Also haben wir auch eine Pflicht gegenüber unseren Studierenden, sie in der englischen Kommunikation zu trainieren«, sagt die Altersforscherin. Auch Spitzentalente aus dem Ausland könne man nur mit englischsprachiger Kommunikation im Labor gewinnen.

Dagegen sieht **Wolfgang Streeck** den Trend zur Anglisierung in den Geistes- und Sozialwissenschaften kritisch. Er ist Mitglied des ADAWIS, hat viele Jahre in den USA gelebt und gearbeitet und mehr als die Hälfte seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen auf Englisch verfasst. »An deutschen Hochschulen nimmt der Gebrauch des Englischen schon fast absurde Züge an, wenn Besprechungen unter deutschen Wissenschaftlern auf Englisch abgehalten werden. Der Gebrauch des Englischen ist kein Wert an sich, und die Anglisierung sollte nicht zu einem Modernitätsfetisch werden.«

Streeck ist überzeugt, dass man in internationalen Kontexten grundsätzlich improvisieren muss. Bei einem internationalen Hegel-Kongress beispielsweise müsse man nicht darauf bestehen, dass alle Englisch sprechen. »Auf diesem Gebiet kann man zumindest ein passives Verständnis der deutschen Sprache voraussetzen.« In Deutschland würden die Sprachkenntnisse internationaler Gäste zudem oft unterschätzt – dass man ihnen offenbar von vornherein nicht zutraut, Deutsch zu verstehen, könne sogar als Beleidigung aufgefasst werden.

In einem Punkt sind Niessen und Streeck sich einig: die Debatte um Sprachen in der Wissenschaft sollte pragmatisch geführt werden, nicht ideologisch. Auf den

▼ **Carien Niessen** — Professor Dr. Carien Niessen forscht und lehrt an der Medizinischen Fakultät. Sie leitet ein Labor zur Erforschung von Hautzellen bei CECAD, dem Exzellenzcluster für Altersforschung der Uni Köln. Bei CECAD arbeiten viele internationale Spitzenforscher. Daher ist Englisch die vorrangige Sprache der internen und externen Kommunikation.

▼ **Wolfgang Streeck** — Wolfgang Streeck ist emeritierter Professor der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Uni Köln und war von 1995 bis 2014 Direktor des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung. Der Soziologe zählt zu den bekanntesten deutschen Kapitalismuskritikern.

Kontext und auf das Fach komme es bei der Wahl der englischen oder einer anderen Sprache an. »In manchen Fächern, wie Medizin oder Jura, ist es sogar essentiell in der Landessprache zu kommunizieren,« sagt Carien Niessen. »Aber bei der biomedizinischen Forschung muss man nicht unbedingt Deutsch sprechen, um mitmachen zu können.« Grundsätzlich sollte die Wahl der Sprache möglichst niemanden ausschließen. Das kann in einem Fall den Gebrauch der Landessprache, in einem anderen den Gebrauch der neuen Lingua franca Englisch bedeuten. Wolfgang Streeck ist überzeugt, dass Studierende in ihrer Landessprache studieren sollten – wobei auch der Besuch von Lehrveranstaltungen in anderen Sprachen nicht schadet. Auf eine gute Mischung komme es an.

Mit der Sprachenfrage in der Lehre befassten sich mittlerweile auch hochschulpolitische Gremien. Eine aktuelle **Stellungnahme der Hochschulrektorenkonferenz** zur Internationalisierung der Curricula thematisiert das nicht ganz eindeutige Verhältnis zwischen Sprache und Internationalität: Fremdsprachige Lehre allein, so die Autoren,

▼ **Stellungnahme der Hochschulrektorenkonferenz** — <https://www.hrk.de/positionen/beschluss/detail/zur-internationalisierung-der-curricula/>

sei kein Garant für die erfolgreiche Vermittlung internationaler und interkultureller Kompetenzen. Die Internationalisierung der Curricula sollte nicht zu einer generellen Abkehr vom Deutschen führen.

Internationalität muss Vielfalt erhalten

Ein weiterer Kritikpunkt des ADAWIS ist, dass die zunehmende Anglisierung Barrieren zwischen der Forschung und ihrer gesellschaftlichen Anwendung errichtet. Dieses Problem könnten zwar Übersetzungen zumindest teilweise lösen. Doch auch hier sehen die Vertreter des Arbeitskreises ein Problem: Wenn Forschung fast ausschließlich auf Englisch stattfindet, steht langfristig in den Landessprachen kein Fundus an wissenschaftlichen Begriffen mehr zur Verfügung. Nur Forschungsaktivitäten in den jeweiligen Sprachen können den Erhalt

der nationalen Wissenschaftssprachen sichern. Geht dieser Fundus verloren, können Forschungsergebnisse aus dem Englischen auch nicht mehr in diese Sprachen – und Gesellschaften – übertragen werden.

»Internationalisierung darf nicht heißen, dass wir alles einebnen«, resümiert Wolfgang Streeck. »Vielfalt – oder »Diversity« – heißt ja, dass es tatsächlich auch Unterschiede geben muss.« Auch Streecks persönliche Erfahrung zeigt, dass die Anglisierung der Wissenschaft nicht der einzige Weg zur Internationalisierung ist. Sein Buch **»Gekaufte Zeit«** wurde in fünfzehn Sprachen übersetzt – ein Zeichen, dass Menschen Wissenschaft durchaus in ihrer Landessprache rezipieren möchten.

▼ **Gekaufte Zeit** — Wolfgang Streeck (2013): Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus. Berlin: Suhrkamp Verlag

Carien Niessen kommt aus den Niederlanden. Für sie ist Englisch seit jeher die wichtigste Sprache in Forschung und Lehre. »In meinem Heimatland würde die Diskussion so nicht geführt werden. Dort ist die Pflege der Sprache auch ein großes Thema, aber es ist selbstverständlich, dass die biomedizinische Wissenschaft vom Englischen beherrscht wird.«

Initiativen zur Pflege nationaler Wissenschaftssprachen gibt es auch in anderen Ländern – nicht zuletzt in den englischsprachigen. Im Gegensatz zum Latein ist Englisch keine rein akademische Lingua franca, sondern selbst eine lebendige Alltags- und Wissenschaftssprache. Nicht nur Linguisten beobachten mit Sorge die Vereinfachung, Verflachung und teilweise auch die Verfälschung der Sprache, die mit ihrer Universalisierung einhergeht. Die Pflege von Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft kommt also nicht zuletzt der englischen Sprache zugute.

Impressum

HERAUSGEBER

Der Rektor der Universität zu Köln

REDAKTION

Universität zu Köln
Presse und Kommunikation
Jürgen Rees (Chefredakteur)
Frieda Berg
Melinda Burmeister-Neuls
Robert Hahn
Corinna Kielwein
Anneliese Odenthal
Eva Schissler
Jan Voelkel

BILDREDAKTION

Jürgen Rees
Anneliese Odenthal

GESTALTUNGSKONZEPT UND SATZ DIESER AUSGABE:

mehrwert intermediale kommunikation GmbH
www.mehrwert.de

TITELBILD

Luke Porter / unsplash.com

BILDERSTRECKE

Uta Konopka

ILLUSTRATIONEN

Kirsten Piepenbring,
Piep Gestaltung und Illustration

© FOTOS

Bildrechte: Axel-Schulten (Seite 31), Becker/ Specht (S. 18, 19 l.), Lisa Beller (S. 52 o.), Frieda Berg (S. 47), Oliver Bödecker (S. 22, 23, 24, 25), Matias Del Carmine/fotolia.com (S. 35), Stefano Chiolo (S. 32), Jove (S. 14), Robert Hahn (S. 15, 17), MedizinFoto Köln (S. 54), Neanderthalmuseum Mettmann (S. 38), Kölner Universitätsarchiv (S. 42), Uniklinik Köln (S. 29), Tilmann Lenssen-Ertz (S. 16, 19 r.), Maria C. Polidori (S.58), RioPatuca Images/fotolia.com (S. 43), Jan Voelkel (S. 29), USB (S. 26), UzK (S. 54, 55,56,57), Michaela Weiler (S. 49), Johannes Werner (S. 20, 21), Gerhard Zerbes (S. 44), Kelly Sikkema / StockSnap.io (S. 27), Clem Onojeghuo / unsplash.com (S. 27), Creative Vix / StockSnapiro (S. 30/31)

ANZEIGENVERWALTUNG | DRUCK

Köllen Druck + Verlag GmbH
Ernst-Robert-Curtius Straße 14
53117 Bonn-Buschdorf

ANZEIGEN

Christa Schulze-Schwering
T +49 (0)228 98 982 – 82
F +49 (0)228 98 982 – 99
verlag@koellen.de
www.koellen.de

AUFLAGE

8.000

© 2017: Universität zu Köln

IST DER MODERNE MENSCH VIEL ÄLTER ALS BISHER GEDACHT?

Der Homo sapiens machte sich vermutlich viel früher auf den Weg nach Europa und in die ganze Welt. Der Sonderforschungsbereich 806 untersucht die historische Route unserer Vorfahren.

JÜRGEN REES

////////////////////////////////////

So könnte der frühe Homo sapiens ausgesehen haben (Simulation)



Der Homo sapiens, einst Jäger und Sammler, eroberte von Süd- und Ostafrika aus die ganze Welt. Bisher dachten Forscherinnen und Forscher, dass die Erfolgsgeschichte unserer Spezies vor etwa 200.000 Jahren startete. Jetzt gibt es Hinweise, dass er sich schon viel früher auf Wanderschaft machte. Warum und auf welchen Wegen er Afrika verließ, ergründen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen der Universität zu Köln im Sonderforschungsbereich 806 »Unser Weg nach Europa«, der gerade um weitere vier Jahre verlängert wurde.

Ein schlanker drahtiger Mann mit dunkler Hautfarbe und hellgrauem Anzug, etwa 1,80 Meter groß, sitzt in Köln in der Straßenbahn: »Keiner der anderen Fahrgäste würde stutzig werden, obwohl unser ausgedachter Fahrgast rund 200.000 Jahre alt ist«, sagt Professor Frank Schäbitz, stellvertretender Sprecher des SFB. So ähnlich sind sich der Urahne des heutigen Menschen in Statur, Bewegung und Mimik mit seinen zeitgenössischen Nachkommen, also uns.

Denn alle heutigen Menschen stammen vom frühen Homo sapiens ab, dessen Wiege – wie bis vor kurzem angenommen – in Ost- und Südafrika stand. In Äthiopien fanden Forscherinnen und Forscher beispielsweise rund 195.000 Jahre alte Fossilien. Eine der entscheidenden Fragen, mit denen sich ein Kölner Wissenschaftlerteam aus Archäologen, Paläogenetiker, Geologen und Anthropologen seit 2009 befasst, ist: Warum machte Homo sapiens sich auf den Weg nach Europa? Und wann genau?

Über das wann ist unter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gerade eine intensive Debatte im Gange. Forscherinnen und Forscher vom Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig und des Nationalen Instituts für Archäologie und kulturelles Erbe im marokkanischen Rabat sorgten mit ihren jüngsten Ergebnissen für Aufsehen: Danach ist der Homo sapiens 315.000 bis 340.000 Jahre alt. Das Team hatte Fossilienfunde aus den sechziger Jahren mit neuen Untersuchungsmethoden noch einmal zeitlich taxiert und stützt die überraschende zeitliche Einordnung mit frischen Ausgrabungen. Die in Jebel Irhoud, ein Ort rund 100 Kilometer nordwestlich von Marrakesch, gefundenen Knochen stammen demnach von fünf verschiedenen Individuen. Sie gehören trotz einiger archaischer Merkmale zweifelsfrei zum Homo sapiens, wenn auch einem sehr frühen Vertreter.

Muss die Geschichte der Spezies Homo sapiens, seiner Menschwerdung, wie er kulturell gereift ist und sich ausgebreitet hat, damit neu geschrieben werden? »Der Zeitraum von rund 300.000 Jahren klingt realistisch«, sagt Professor Dr. Jürgen Richter, Sprecher des

Kölner SFB. Allerdings basieren die Altersergebnisse aus Marokko auf einer einzigen Messmethode, der Lumineszenz, eine unabhängige Kontrolle mit anderer Messtechnik liegt nicht vor.

»Wir müssen jetzt davon ausgehen, dass der moderne Mensch schon früher in Afrika unterwegs war«, sagt der Geograph Schäbitz. Schäbitz und Richter setzen bei ihren Studien unter anderem auf Sedimentbohrungen im Salzsee Chew Bahir (Stefaniesee) im Süden Äthiopiens. Da der Bohrkern aus 280 Meter Tiefe des Chew Bahir bis etwa 550.000 Jahre zurückreicht, decken sie auch den nun früheren Beginn der menschlichen Mobilität ab. »Wir werden ein spezielles Augenmerk auf die Klima- und Umweltbedingungen vor etwa 300.000 Jahren legen«, sagt Schäbitz.

Der Chew Bahir im Entstehungsgebiet des Homo sapiens hat es den Kölner Geologen wie Archäologen besonders angetan: Denn durch Jahrhunderttausende alte Ablagerungen auf dem Seegrund ist er so etwas wie ein Klimaarchiv. Die Sedimente vom Seegrund sind für die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler voller Reichtümer: Sie finden gut erhaltene Reste ehemaliger Lebewesen, winzige Einzeller wie Kieselalgen, Muschelkrebse oder besondere Eigenschaften in der Sedimentzusammensetzung. So haben zum Beispiel die zwischen 0,4 und einem Millimeter großen Muschelkrebse trotz ihrer geringen Größe eine Menge zu erzählen. Ihre etwas bucklige Form kann dem geschulten Auge beispielsweise sagen, dass der Salzgehalt des Wassers zu einer bestimmten Zeit sehr hoch war. Das wiederum weist auf eine regenarme Periode hin.

Es gibt viele verschiedene Arten von Muschelkrebsen, die ökologische Nischen etwa in flachen oder tiefen Gewässern, als Aas- oder Algenfresser besetzen. Aus allen diesen mühsam zusammen getragenen Informationen erschließen die Kölner Forscherinnen und Forscher ehemalige Klimazustände.

Muss die Geschichte der Spezies Homo sapiens neu geschrieben werden?

Neugier auf Neues war sicher auch ein Antrieb für den Aufbruch.

Neues Klimawissen wiederum könnte das Rätsel lösen, warum und wann genau der Jäger und Sammler Homo sapiens sich auf Wanderschaft begab. Zur Diskussion stehen theoretisch mehrere Gründe:

- Das Klima im Herkunftsgebiet änderte sich so dramatisch, dass unsere Vorfahren günstigere klimatische Bedingungen suchen mussten, um zu überleben.
- Oder es herrschten gute Lebensbedingungen im ostäthiopischen Grabenbruch, sodass die Bevölkerung so stark anwuchs, dass nicht mehr genug Nahrung für alle da war. Deswegen sind junge Vertreter des Homo sapiens ihrem Jagdwild hinterhergewandert.
- Neugier auf Neues war sicher auch ein Antrieb für den Aufbruch.

Tatsächlich geben die Bohrkerne der Kölner Forscherinnen und Forscher zu bestimmten Zeiten Hinweise auf intensive Klimaveränderungen in rascher Folge: Es gab beispielsweise heftige Schwankungen zwischen großer Trockenheit und extremer Nässe vor etwa 120.000 bis 70.000 Jahren. Vermutlich spielten aber mehrere dieser Gründe eine Rolle, um von Afrika aus die Welt zu besiedeln. Spuren der Wanderungsbewegungen finden sich jedenfalls zuhauf. Die oben erwähnten Funde aus Marokko legen nahe, dass der Homo sapiens durchaus auch den Weg durch die heutige Wüste Sahara gewählt haben könnte. Die war nachweislich zu bestimmten Zeiten nicht so lebensfeindlich wie heute, sondern feuchter, savannenartig und mit Wild zum Jagen.

Eine andere nachweisbare Route ist die über Ägypten, Israel und Jordanien. In Ost-Ägypten und im Jordaniengraben Wadi Sabra fanden Forscherinnen und Forscher Spuren menschlicher Anwesenheit, die etwa 40.000 Jahre alt sind.

Auf dem Gebiet des heutigen Israel traf der Homo sapiens höchstwahrscheinlich erstmals vor ca. 100.000 Jahren auf den Neandertaler. Später, vor circa 40.000 Jahren, begegneten sie sich auf dem Balkan erneut. Das jüngste Aufeinandertreffen ging für den Neandertaler nicht gut aus. Er starb etwas später aus. Die Vermutung der Wissenschaft: Der Homo sapiens war dem Neandertaler überlegen. Der maximal 1,70 Meter große, robuste und kräftige Neandertaler – mit weit ausladender Brust und zumindest die Männer bis zu 90 Kilogramm schwer – sah sich zwar einem schmalen, graziler gebauten Homo sapiens gegenüber. Der verfügte aber wohl über bessere Jagd- und Kulturtechniken. Er konstruierte beispielsweise Angeln, fertigte aus Knochen, Schnecken und Steinen Schmuck sowie harte Pfeilspitzen aus Elfenbein und Knochen. Ein weiteres Plus: Er war wohl in der Lage untereinander besser zu kommunizieren.

Doch hat die Begegnung zwischen Homo sapiens und Neandertaler genetisch Spuren hinterlassen: Heute hat der moderne Mensch noch bis zu drei bis vier Prozent des Erbgutes des ausgestorbenen Neandertalers in sich.

Vermutlich wählte der Wanderer Homo sapiens vor 50.000 bis 60.000 Jahren den Weg über das Niltal und/oder das Rote Meer nach Eurasien, weiter über die heutige Türkei und den Balkan nach Mitteleuropa.

Als der Homo sapiens schließlich vor etwa 40.000 Jahren in Europa ankam, herrschte dort Kaltzeit. Es war ungemütlich. In besonders kalten Phasen war es bis zu zehn Grad Celsius kälter als heute. Aber es gab auch kurze wärmere Abschnitte. Als zum Höhepunkt der letzten Eiszeit vor rund 20.000 Jahren die Gletscher jedoch bis etwa zur Elbe reichten, zog sich die europäische Homo sapiens-Population notgedrungen nach West- und Südeuropa zurück. Erst als sich das Klima vor etwa 14.500 Jahren wieder erwärmte, breitete sich der Homo sapiens wieder weiter nach Norden aus.

Nicht alle Vertreter des modernen Menschen haben freilich in Süd- und Westeuropa der Kälte getrotzt. Schon vor etwa 50.000 Jahren schafften aus Afrika stammende »Auswanderer« auch den weiten Weg über Asien und letztlich vermutlich mit einfachen Booten/Flößen ins ferne Australien. Erst spät, etwa vor 15.000 Jahren, wanderten sie über Alaska nach Nord- und weiter nach Südamerika.

∞ WEITERLESEN

- Mehr Infos zum Sonderforschungsbereich gibt es im Netz unter:
<http://www.sfb806.uni-koeln.de/>

Damals: 1984

////////////////////

PROMINENTER BESUCH



Der Physiker, Philosoph und Friedensforscher Carl Friedrich von Weizsäcker spricht während eines Symposiums zur Quanten-Logik im Jahr 1984 mit einem jüngeren Tagungsteilnehmer. Das Treffen organisierten Professor Dr. Peter Mittelstaedt und Dr. Ernst-Walther Stachow. Es brachte 40 internationale Wissenschaftler aus den verschiedensten Fachgebieten in Köln zusam-

men. Carl-Friedrich von Weizsäcker eröffnete die erste Sitzung des Symposiums mit einem Vortrag. Quantenlogik versucht die Quantentheorie frei von Paradoxien darzustellen. Das Symposium gilt heute in der Wissenschaftsgeschichte als einer der Marksteine der Entwicklung der Quantenlogik.

ELEKTROMOBILITÄT IN STÄDTEN NUR SINNVOLL MIT SELBSTFAHRENDEN AUTOS

Ein Gespräch mit dem Physiker André Bresges
über Roboterautos, Rasen und Unfälle.

JÜRGEN REES



Den Physiker der Uni Köln, André Bresges (46) fasziniert das Thema Mobilität. Mobilität ist ein gelungener Aufhänger, um Menschen an physikalische Prinzipien und Funktionsweisen heranzuführen, ist sich Bresges sicher. Denn Menschen fühlen sich vom Rausch der Geschwindigkeit angezogen – wie die frühkindliche Begeisterung für Autos und Flugzeuge zeigt. Mit selbstfahrenden Autos bricht ein neues Zeitalter an, das neue Regeln erfordert, sagt der Mobilitätsexperte.

Herr Professor Bresges, was fahren Sie für ein Auto?

Bresges: Für die Familie eine Mercedes C-Klasse mit ordentlich Gepäckraum und einem großen Motor mit viel Drehmoment. Für Fahrten alleine einen offenen SLK.

Schon mal zu schnell gefahren?

Bresges: Ja, einmal. Ich war mit dem Betreuer meiner Doktorarbeit von der Universität Duisburg-Essen unterwegs. Das Gespräch hat mich so stark abgelenkt, dass ich nicht genug auf die Geschwin-

digkeit geachtet habe. Ich habe daraus gelernt: Es gibt Themen, die einen so aufwühlen, dass man sie besser nicht mit ins Auto nimmt.

Dann basiert Ihre Auffassung, dass Autofahren eine unterschätzte Gefahr ist, auch auf eigener Erfahrung?

Bresges: Nicht nur. Wir wissen, dass Geschwindigkeit im Auto der Killer Nummer eins ist. Die häufigste Unfallursache ist Linksabbiegen, da sterben aber nicht so viele Menschen, weil das in der Regel mit geringerer Geschwindigkeit passiert. Unfälle mit hoher Geschwindigkeit sind zwar seltener, aber da kommen Menschen ums Leben. Die kinetische Energie oder Bewegungsenergie, die durch Masse und Geschwindigkeit beeinflusst wird, tötet.

Gibt es eine physikalische Erklärung dazu?

Bresges: Wenn ich statt 50 Kilometer pro Stunde 100 Kilometer pro Stunde fahre, dann speichere ich vier Mal mehr Energie mit dem Auto. Mein Auto ist dann vier Mal tödlicher als wenn ich mit zulässiger Geschwindigkeit fahre. Die Statistik ist da eindeutig:



Die Zukunft des Fahrens: Das Auto fährt alleine.

Das Auto ist fünf Mal gefährlicher als eine Schusswaffe. Das Auto ist das gefährlichste, was Menschen mit Technik machen.

Haben wir uns so sehr an die Gefährdung gewöhnt, weil das Auto und die damit verbundene individuelle Mobilität unbestritten nützlich ist?

Bresges: Das spielt eine Rolle. Wenn ich mit meinen Kindern an der Straße stehe und ein Auto nähert sich, schütze ich sie und denke mir aber nichts weiter dabei. Das gilt als normal. Wenn an der gleichen Stelle ein Mensch mit einem Sturmgewehr vorbeiläuft, würde jeder seine Kinder zuerst in Sicherheit bringen, dann fragen: Was hat der hier verloren und die Polizei rufen. Beim Auto stellen wir uns diese Frage gar nicht

mehr. Dabei kann man mit Recht fragen, ob zum Beispiel Autos und Wohngebiete zusammenpassen.

Raser sollen ja, nachdem der Bundestag im Juni die Gesetze verschärft hat, härter bestraft werden. Hilft das?

Bresges: Wenn Raserei stärker kontrolliert wird, schreckt das ab. Wer mit seinem Auto beispielsweise in einer Innenstadt deutlich zu schnell fährt und sein KFZ wie eine Waffe benutzt, sollte sich bewusst sein, dass er rechtlich mit jemandem gleichgestellt wird, der eine Schusswaffe benutzt.

Könnte es nicht helfen, wenn man den ja häufig jüngeren Menschen, die rasen, ein Sicherheitstraining auf einer Rennstrecke bietet, wo sie ihre Aggressionen kontrolliert abbauen könnten?

Bresges: Wir haben in Zusammenarbeit mit der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften gelernt, dass solche Trainings sogar das Gegenteil bewirken können. Einige Menschen fühlen sich nach einem solchen Training richtig sicher und fahren dann erst recht schnell, weil sie glauben, sie beherrschen das jetzt.

Moderne Autos haben mehr als zehn Airbags, Knautschzonen und Notbremsassistenten. Trotzdem sind wir von dem Ziel der Europäischen Kommission, die Un-



fallzahlen bis 2020 zu halbieren, weit entfernt. Hilft das **automatisierte Fahren**, also der Roboter, weil er sicherer fährt als der Mensch?

Bresges: Wahrscheinlich ist es das alleinige Hilfsmittel. Aber es wird Blut, Schweiß und Tränen kosten. Denn nicht nur die passiven Sicherheitssysteme im Auto sind weitgehend ausgereizt. Die Zahl der Toten im Straßenverkehr sank bisher auch dadurch, dass zumindest in Zentraleuropa nach einem Unfall die Ersthelfer innerhalb weniger Minuten am Ort sind. Schwierig wird es heute durch die immer leistungsstärkeren Fahrzeuge, die schon in den Innenstädten hohe Geschwindigkeiten erreichen und Menschen gefährden. Und die Elektromobilität wird dieses Problem in den Städten noch verstärken.

Wie das?

Bresges: Wir hören sie nicht. Deshalb ist Elektromobilität in den Städten nur sinnvoll mit deutlichen Fortschritten beim autonomen Fahren. Die Elektroautos müssen Fußgänger warnen und im Ernstfall ausweichen können.

Das wird noch eine Weile dauern. Noch kommen autonome Fahrzeuge mit dem Gewusel aus Fußgängern, Radfahrern, Autos, Betonpollern oder herumwehenden Plastiktüten nicht gut klar. Was passiert in der Übergangszeit?

Bresges: Wenn alle Autos autonom fahren, gehen die Unfallzahlen sicher dramatisch zurück. Wenn sich herkömmliche Autos und selbstständig fahrende Autos die Straßen teilen, befürchte ich, dass es ganz schlimm wird. Roboter, die sich an Regeln halten und Autofahrer, die Fehler machen und Regeln brechen.

Ist das lösbar?

Bresges: Wir brauchen einen öffentlichen Diskurs über Regeln für die Übergangszeit. Techniker können das nicht mehr alleine

entscheiden. Bereits heutige Serienfahrzeuge können Fußgänger erkennen und ihnen auch automatisch ausweichen, wobei sie den Fahrer übersteuern müssten. Sie tun das aber nicht, weil bei Fahrsimulationen festgestellt wurde, dass einige Fahrer erschreckt gegenlenken und damit den Fußgänger aktiv überfahren, was sie in die Nähe einer Straftat bringen würde. Um die FahrerInnen bei der zur Zeit unklaren Rechtslage zu schützen, ist diese Funktion in der Software versteckt und ausgeschaltet. Das Fahrzeug verschließt quasi seine Augen und hält drauf. Sollte darüber nicht besser ein öffentlicher Diskurs stattfinden?

Was würde helfen?

Bresges: Wir kommen in eine neue Dimension der Verkehrssicherheit. Rasende Autofahrer gab es schon immer, sie sind womöglich auch durch Gesetze nicht abzuschrecken. Bis eine Neuregelung wie die Gurtpflicht sich durchgesetzt hat, sind Jahre vergangen. Wenn aber eine Automatik einen gefährlichen Fehler macht, oder eine Änderung des Gesetzes erfolgt, kann durch ein Update über Nacht dafür gesorgt werden, dass am nächsten Morgen alle 45 Millionen Autos sicherer und regelkonform unterwegs sind.

Das klingt nach ziemlich viel staatlicher Bevormundung.

Bresges: Ich möchte an der Stelle Elon Musk, den CEO von Tesla zitieren: Viele Menschen mögen Veränderungen nicht, aber Sie alle sollten eine Veränderung begrüßen, wenn die Alternative ein Desaster ist. Und mehr als 3.000 Verkehrstote jedes Jahr in Deutschland sind ein Desaster.

Wäre der Roboter wirklich der bessere Autofahrer?

Bresges: Heute noch nicht in allen Situationen. Unsere Forschung hat aber gezeigt, dass den Fahrer Routinesituationen wie die Geschwindigkeit wählen oder die Fahrspur im Auge behalten stark belasten. Da können Maschinen den Fahrer entlasten und unterstützen. Wenn Autos ähnlich wie Flugzeuge vollautomatisiert fahren, wird es deutlich weniger Unfälle geben. Aber es wird sie immer noch geben.

- ▼ **Automatisiertes Fahren** — Der Verband der Automobilindustrie sieht vier Stufen auf dem Weg zum vollautomatisierten Fahren.
 - Stufe 0: Der Fahrer fährt selbst, lenkt, gibt Gas, bremst.
 - Stufe 1: Assistenzsysteme helfen bei der Fahrzeugbedienung.
 - Stufe 2: Teilautomatisierung wie automatisches Einparken, Spurhaltefunktion, allgemeine Längsführung, beschleunigen, abbremsen möglich Diese Phase läuft bereits.
 - Stufe 3: Hochautomatisierung. Das Fahrzeug fährt selbstständig auf der Autobahn oder im Stadt. Phase beginnt 2017.
 - Stufe 4: Vollautomatisierung. Automatisches Fahren in der Stadt, fahrerloses Parken. Vermutlich ab 2019.

VERTRAUEN FÖRDERT BEHANDLUNGS- ERFOLG

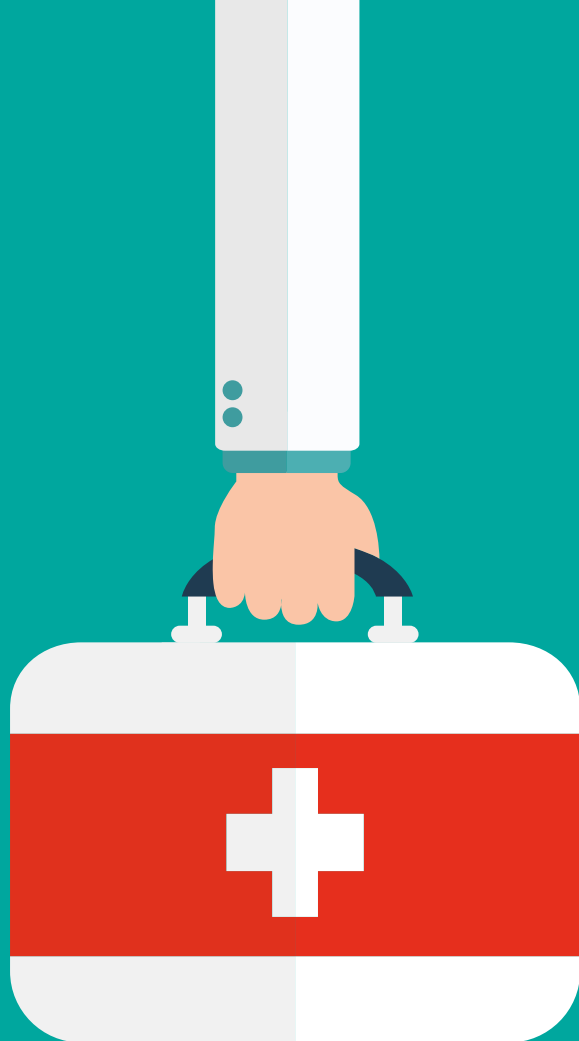
Kölner Versorgungsforschung untersucht, was eine patientenzentrierte Medizin leisten kann

FRIEDA BERG

Diagnose Brustkrebs. Wie geht es mit mir weiter? Muss ich jetzt zur Chemotherapie? Verliere ich die Brust? Auch wenn eine erkrankte Frau zunächst als Alleinkämpferin antritt – mit der Unterstützung aus der medizinischen Versorgung und aus ihrem privaten sozialen Umfeld ist das Ziel, den Krebs zu besiegen, ein gemeinschaftliches Anliegen. Erkenntnisse aus der Versorgungsforschung können dazu beitragen, dass dieses System in gelenkten Bahnen verläuft.

Verlässlichkeit in den Unterstützungsangeboten und Vertrauen in die bestmögliche Behandlung spielen eine entscheidende Rolle, weiß Professor Dr. Holger Pfaff. »Die Zufriedenheit einer Patientin ist ein nicht zu unterschätzender Faktor für den Behandlungserfolg«, sagt der Medizinsoziologe. Zufriedenheit zu schaffen sei deshalb eine wichtige Aufgabe für Ärztinnen, Ärzte und Krankenhäuser mit ihren Versorgungsstrukturen – etwa durch intensive Aufklärung und passgenaue Therapien.

▼ **Medizinische Versorgung** — auch ein politisches Anliegen: Die Bundesregierung fördert Innovationen in der Versorgungsforschung in der aktuellen Legislaturperiode mit einem Milliardenbetrag. Ziel sei es, durch neues empirisches Wissen über den Nutzen von Versorgungsinhalten eine flächendeckende und gut erreichbare, bedarfsgerechte medizinische Versorgungspraxis auf hohem Niveau sicherzustellen.



Holger Pfaff leitet das Institut für Medizinsoziologie, Versorgungsforschung und Rehabilitationswissenschaft (IMVR) der Universität zu Köln. Das IMVR wird von der Humanwissenschaftlichen und der Medizinischen Fakultät gemeinsam getragen und führt regelmäßig Studien beispielsweise zur patientenzentrierten Versorgung durch.

Beim Ansatz der patientenzentrierten oder auch werteorientierten Medizin geht es darum, die Patientin und den Patienten aktiv mit in die Planung von Behandlungsschritten einzubeziehen. Juniorprofessorin Dr. Lena Ansmann vom IMVR erklärt: »Die Vertrauensbasis zwischen Arzt und Patient wird in der patientenzentrierten Medizin gestärkt. Es entsteht eine positive Haltung zur Behandlung, die sich oft positiv auf den Krankheitsverlauf auswirkt.«

Ob wirtschaftliche Zwänge oder der enge Rahmen von Standards und Leitlinien – im deutschen Gesundheitssystem sei es allerdings herausfordernd, eine Versorgung zu gewährleisten, die sich an den individuellen Bedürfnissen von Patienten ausrichtet, sagt Holger Pfaff: »Es gibt Konfliktpotentiale entlang der Versorgungskette, gerade wenn unterschiedliche Ärztinnen und Ärzte und Organisationen in einen Fall involviert sind. Mit unserer Forschung suchen wir nach guten strukturellen Lösungen dafür.«

In Zeiten, in denen Suchmaschinen im Internet zu jedem Symptom die passende Krankheit parat halten, sind Patienten informierter und mündiger als früher. Dadurch hat sich die Basis für ein Gespräch und mithin auch die Erwartungshaltung an eine Behandlung geändert.

Teilhabe und Transparenz sind gefragt

Stichwort Partizipative Entscheidungsfindung (shared decision making): Beim patientenzentrierten Ansatz geht es auch um das, was der oder die Betroffene sich konkret wünscht. Ist beispielsweise das Ziel, möglichst lange zu überleben, oder ist ab einem gewissen Alter mit vielen Begleiterkrankungen die verbleibende Lebensqualität höher zu gewichten? Durch verfügbare Entscheidungsspielräume soll dem individuellen Wunsch verstärkt Rechnung getragen werden können, so das Konzept.

Untersuchungen haben gezeigt, dass Krebspatientinnen und -patienten, deren **Arztgespräch** durch Anrufe oder hereinplatzendes Personal gestört wurden, eine größere Angst vor der Rückkehr des Tumors nannten als solche Patienten und Patientinnen, bei denen die Gesprächssituation ruhiger verlief, berichtet Holger Pfaff: »Das allein zeigt: Wer sich als behandelnder Arzt in einer für den Patienten extrem aufwühlenden Situation keine Zeit nimmt, wirkt auf sein Gegenüber weniger vertrauenswürdig.« Pfaff ergänzt, dass Studien des

▼ **Arztgespräch** —

Viele Medizinerinnen und Mediziner beklagen, sie seien gar nicht ausgebildet für anspruchsvolle kommunikative Situationen dieser Art. Die Bundesregierung hat mit dem »Masterplan Medizinstudium 2020« beschlossen, Kommunikation als obligatorischen Bestandteil mit in die universitäre Ausbildung aufzunehmen. So erhält das Training von kommunikativen und sozialen Fähigkeiten im Medizinstudium der Zukunft mehr Gewicht und bildet eine neue Generation an Medizinerinnen und Mediziner aus.

IMVR außerdem gezeigt hätten, dass das Vertrauen in die Ärztin und den Arzt steigt, wenn im Gespräch mit dem Patienten der Informationsbedarf des Patienten gedeckt wird.

Wie sich Vertrauen, Kommunikation und Behandlungserfolg miteinander kombinieren lassen, überprüft Lena Ansmann gemeinsam mit Professor Dr. Nicole Ernstmann von der Uniklinik Bonn aktuell mit der PINTU-Studie (PINTU = Patient involvement in multidisciplinary tumor conferences in breast cancer care). Das Studienteam schaut, welche Vor- und Nachteile die Einbeziehung von Brustkrebs-Patientinnen in die Diskussion über die eigene Weiterbehandlung hat.

Sogenannte multidisziplinäre Tumorkonferenzen finden an den Kliniken typischerweise ausschließlich mit Expertinnen und Experten unterschiedlicher Fachrichtungen statt. Diese tauschen sich am runden Tisch gemeinsam zum Einzelfall aus und werfen Expertise etwa aus der Onkologie, der Radiologie oder der Pathologie in die Waagschale. So soll die bestmögliche Therapie gefunden werden. »Wir prüfen in der PINTU-Studie,



Untersuchen die Versorgungsstrukturen in Köln: Professor Dr. Holger Pfaff, Professor Dr. Lena Ansmann und Dr. Nadine Scholten (v.l.n.r.) vom neuen Kompetenznetzwerk CoRe-Net.

ob es zielführend sein kann, wenn die betroffene Patientin selbst mit am Tisch sitzt«, sagt Lena Ansmann. Das strittige Teilnahme-Szenario wird derzeit an sechs NRW-Brustzentren auf Machbarkeit, Risiken und Nutzen untersucht. »Wir sind da ergebnisoffen. Es kann

»Die Vertrauensbasis zwischen Arzt und Patient wird in der patientenzentrierten Medizin gestärkt. Es entsteht eine positive Haltung zur Behandlung, die sich oft positiv auf den Krankheitsverlauf auswirkt.«



auch schlecht für die Patienten und Versorger sein, etwa, weil die Diskussion gehemmt ist, die Patientin dort zum ersten Mal ihre Prognose erfährt und Angst kriegen kann, oder weil sie die Fachsprache der Mediziner nicht versteht.«

Bei den Tumorkonferenzen der Brustzentren geht es beispielsweise um die Frage, ob eine Brust komplett abgenommen werden soll (Mastektomie) oder nicht



(Brusterhaltende Therapie). Eine patientenzentrierte Sicht der behandelnden Ärztin hieße, der Frau zu verdeutlichen, dass sie selbst entscheiden kann – denn in beiden Varianten sind die Überlebenschancen nahezu gleich. Noch ist das jedoch nicht üblich.

Köln wird zum Labor

Mit dem **Cologne Research and Development Network**, kurz CoRe-Net, gestaltet das Zentrum für Versorgungsforschung Köln (ZVFK) seit Anfang des Jahres ein innovatives Kompetenznetzwerk aus Praxis und Forschung für die Stadt Köln. CoRe-Net fördert die patientenorientierte Versorgung durch ein lernendes Netzwerk.

Herzstück wird eine einzigartige Datenbank werden, die krankenkassenübergreifende Routinedaten, Sozialdaten und Primärdaten beinhaltet.

»Wir wollen flächendeckend in ganz Köln – also in jedem Krankenhaus, jeder Arztpraxis, jedem Hospiz – untersuchen, wie die Organisationen Patientenzentrierung realisieren«, erläutert Lena Ansmann das datenintensive Vorhaben von OrgValue, einer Studie innerhalb von CoRe-Net. Befragt werden die Entscheidungsträger der Organisationen nach dem, was gut läuft, und dem, was noch nicht so gut läuft. »Wenn man weiß, welche Einflussfaktoren herrschen, dann kann man den Organisationen besser und gezielter beim Lernen helfen«, sei die Idee.

Dr. Nadine Scholten, Koordinatorin von CoRe-Net, betont die Rolle des Netzwerks für das Vertrauen zwischen den beteiligten Organisationen und für künftige Forschungsfragen: »Wir wollen mit den Einrichtungen, Kostenträgern und Patienten ins offene Gespräch kommen und uns die Lage schildern lassen. So können wir gemeinsam beratschlagen, welchen Bereich wir als Versorgungsforschung in Zukunft beforschen sollten.«

Das Netzwerk bildet die Grundlage für neue Kooperationen zwischen der Universität zu Köln, den versorgenden Organisationen und der Stadt Köln, auch um die patientenzentrierte Medizin gemeinsam nachhaltig weiterzuentwickeln.

∞ WEITERLESEN

— *CoRe-Net:*
<https://www.core-net.uni-koeln.de>

— **Cologne Research and Development Network** — Am Kölner Forschungs- und Entwicklungsnetzwerk CoRe-Net sind mit der Medizinischen Fakultät, der Humanwissenschaftlichen Fakultät und der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät insgesamt drei Fakultäten der Universität zu Köln beteiligt (Gesamtprojektleitung: Prof. Holger Pfaff, Koordination: Dr. Nadine Scholten, Dr. Ute Karbach). Gefördert wird CoRe-Net vom Bundesministerium für Bildung und Forschung zunächst bis Januar 2020.

Neben OrgValue (Projektleitung: Jun.-Prof. Lena Ansmann, Prof. Stephanie Stock, Prof. Ludwig Kuntz) werden aktuell auch zwei weitere Projekte innerhalb von CoRe-Net durchgeführt. Im Projekt LYOL-C wird die Versorgung im letzten Lebensjahr untersucht (Projektleitung: Prof. Raymond Voltz, Dr. Dr. Julia Strupp in Kooperation mit Prof. Christian Rietz) und im Projekt MenDis-CHD steht die Versorgung von Herz-Kreislauf-Patienten mit psychischer Begleiterkrankung im Vordergrund (Projektleitung: Prof. Christian Albus, Prof. Frank Jessen in Kooperation mit Prof. Schulz-Nieswandt). Der Aufbau der Datenbank findet durch die PMV Forschungsgruppe statt (Dr. Ingrid Schubert, Peter Ihle).

STIPENDIENFÖRDERUNG: SPANNENDER AUSTAUSCH

Ein Interview zum Thema Stipendienförderung mit Sabine Berger von der Deutschen Investitions- und Entwicklungsgesellschaft (DEG).

CORINNA KIELWEIN



Sabine Berger (in der Mitte) von der Deutschen Investitions- und Entwicklungsgesellschaft mbH (DEG) mit vier Stipendiatinnen und einem Stipendiaten bei der Urkundenübergabe im Rahmen des Stipendienprogramms.

zu uns als internationalem Entwicklungsfinanzierer passen. Schwerpunkte unserer Stipendiaten sind die wirtschafts- und sozialwissenschaftliche und die philosophische Fakultät. Neben der fachlichen Ausrichtung zählen für uns auch Motivation und Engagement der Stipendiaten. Und wir legen Wert darauf, junge Frauen und Männer in gleichem Maße zu unterstützen. Wir haben Interesse an einer nachhaltigen Förderung und begleiten unsere Stipendiaten, wenn die Voraussetzungen erfüllt sind, bis zum

Frau Berger, die DEG fördert Deutschlandstipendien und Sozial- und Behindertenstipendien an der Uni Köln. Warum?

Berger: Wir möchten Talente frühzeitig kennenlernen und für die DEG interessieren. Wir wollen darauf hinwirken, dass Absolventen uns als attraktiven Arbeitgeber wahrnehmen. Grundsätzlich geht es uns darum, Zugang zu Bildung zu ermöglichen. Die Stipendiaten können sich intensiver auf das Studium konzentrieren und haben außerdem die Möglichkeit, sich ehrenamt-

lich zu engagieren oder außeruniversitäre Projekte voranzutreiben – beides halten wir für unterstützenswert. Als in Köln ansässiges Unternehmen möchten wir zudem die Region und ihre vielfältigen Talente stärken, da liegt die Zusammenarbeit mit der Universität zu Köln nah.

Haben Sie für die Stipendien bestimmte Studienfächer ausgewählt? Haben Sie andere Vorgaben gemacht? Wenn ja, warum?

Berger: Ja, wir haben Fakultäten vorgegeben und Studiengänge gewählt, die gut

»Folgen Sie Ihren Interessen und Ihrer Intuition und ... bleiben Sie neugierig!«

Abschluss ihres Studiums. Alles zusammen führt zu einem bunten, vielfältigen Mix, der auch einen spannenden Austausch durch unterschiedliche Sichtweisen ermöglicht.

Suchen Sie den persönlichen Kontakt zu den Stipendiaten?

Berger: Unbedingt. Wir lernen die Stipendiaten zum ersten Mal im Rahmen der Urkundenübergabe beim feierlichen »Get Together« persönlich kennen. Dann laden wir alle Stipendiaten noch einmal in die DEG ein. Bei dieser Gelegenheit stellen wir uns als Unternehmen vor und nutzen die Zeit für intensive Gespräche. Wichtig ist mir an diesem Tag auch, zu erfahren, welche Erwartungen die Stipendiaten an uns als Förderer haben. Hier gibt es häufig konkrete Vorstellungen, die ganz unterschiedlich sein können und die wir auch berücksichtigen: vom Praktikum bis zur Teilnahme an DEG Events. Manchmal melden sich auch ehemalige Stipendiatinnen und Stipendiaten und berichten, wie sich ihr Leben weiterentwickelt hat – das freut mich immer ganz besonders.

Werden die Stipendiaten die Möglichkeit haben, bei der DEG ein Praktikum zu absolvieren?

Berger: Ja. Für die Stipendiaten gibt es zwei Möglichkeiten im Rahmen ihres Studiums bei uns zu arbeiten: Zum einen kann man uns und unsere Arbeit in Form eines Praktikums kennen lernen. Das Praktikum findet über einen festgelegten Zeitraum und in Vollzeit statt. Wer sich im Studium etwas dazu verdienen möchte, kann mit begrenzter Stundenzahl als Werkstudentin oder Werkstudent einsteigen. Für beide Varianten schreiben wir regelmäßig Stellen

aus. Über unsere Karriereseite können sich Interessenten direkt bewerben oder die »Alert-Funktion« nutzen. Unsere Stipendiaten berücksichtigen wir bei gleicher Qualifikation vorrangig.

Sucht die DEG Nachwuchs in bestimmten Bereichen?

Berger: Für Absolventen bietet die DEG verschiedene Traineeprogramme an, mit der Spezialisierung internationale Finanzierung, Risiko / Controlling und IT. Innerhalb der 15monatigen Training-on-the-Job-Programme kann man verschiedene Unternehmensbereiche intensiv kennen lernen und dort mitarbeiten – man bekommt einen guten Einblick in die gesamte Organisation. Für das Traineeprogramm suchen wir Generalisten mit erster Berufserfahrung. Alternativ gibt es den Direkteinstieg auf eine konkrete freie Stelle.

Aus Ihrer Erfahrung als Personal-Expertin und mit Hinblick auf Ihren eigenen beruflichen Werdegang: Was möchten Sie den Stipendiaten persönlich mit auf den Weg geben?

Berger: Folgen Sie Ihren Interessen und Ihrer Intuition und ... bleiben Sie neugierig!

- ✓ **SABINE BERGER** arbeitet seit 1999 bei der DEG. In ihrer Position als Senior Manager Human Resources sind ihre Aufgabenschwerpunkte das Traineeprogramm, Hochschulmarketing, Gender, Diversity, Vereinbarkeit Beruf & Privatleben.

DIE DEG

Die DEG - Deutsche Investitions- und Entwicklungsgesellschaft wurde 1962 gegründet., seit 2001 ist sie ein Tochterunternehmen der KfW.

Ihre Aufgabe ist es, unternehmerisches Engagement in Entwicklungs- und Schwellenländern zu fördern. So sagte die DEG 2016 rund 1,6 Mrd. EUR für die Finanzierung privater Investitionen in Entwicklungs- und Schwellenländern zu. Das Portfolio der DEG beläuft sich aktuell auf rund 8,6 Mrd. EUR. Die über 500 Mitarbeiter der DEG arbeiten in der Zentrale in Köln und an den 13 internationalen Standorten, darunter Jakarta, Johannesburg und Lima (**mehr unter www.deginvest.de**)

STIPENDIEN: COUNTDOWN BIS ZUM 01. SEPTEMBER 2017 LÄUFT

Sowohl für zukünftige Stipendiaten als auch für interessierte Förderer bleibt nicht mehr viel Zeit, um die notwendigen Schritte einzuleiten. Bis zum 1. September 2017 müssen die Bewerbungen für die Stipendien vorliegen (**mehr unter <https://www.portal.uni-koeln.de/faq.html>**). Förderer können sich noch bis Anfang September bei der zuständigen Koordinationsstelle der Uni melden (**mehr unter https://www.portal.uni-koeln.de/stipendien_foerdern.html**). Jedes Stipendium beläuft sich auf 300 Euro monatlich über mindestens zwei Semester.

**Deutschland
STIPENDIUM**

Wir sind dabei

Fördern Sie kluge Köpfe. Mit dem Deutschlandstipendium.

Die eine Hälfte vom Bund und die andere von Ihnen:

Mit nur 150 Euro monatlich fördern Sie ein Jahr lang ein junges Talent an der Universität zu Köln. Viele Unternehmen sowie Bürgerinnen und Bürger machen bereits mit und engagieren sich für bestens ausgebildeten Nachwuchs. Eine lohnende Investition in die Zukunft!

Wenn Sie den Bildungs- und Wirtschaftsstandort Köln weiter stärken wollen, werden Sie Förderer des Deutschlandstipendiums!

Informationen bei:

Bianca Weides, Tel.: 0221/470-4043

bianca.weides@uni-koeln.de

www.portal.uni-koeln.de/stipendienprogramm.html

Stiftung Studium und Lehre der
Universität zu Köln
IBAN: DE21 3705 0198 1902 2366 76
BIC: COLSDE33XXX
Stichwort: „Deutschlandstipendium“

Universität
zu Köln





WIRTSCHAFTS-
UND SOZIALWISSEN-
SCHAFTLICHE
FAKULTÄT



Professor Dr. Hans Manner,
Wirtschafts- und Sozial-
wissenschaftliche Fakultät,
hat einen Ruf der Universität
Graz angenommen.



RECHTSWISSEN-
SCHAFTLICHE FAKULTÄT



Professor Dr. Jörn Griebel,
International Investment
Law Centre Cologne, hat
einen Ruf der Universität
Siegen angenommen.

ZUKUNFTSPREISE DER UNIVERSITÄT ZU KÖLN

Sechs exzellente Forscherinnen und
Forscher wurden ausgezeichnet



v.l.n.r.: Rektor Freimuth überreichte die Zukunftspreise. Neben ihm die Preisträger Dr. Alexander Schmidt-Catran, Professor Dr. Diana Lengersdorf, Dr. Sabrina Disch, Professor Dr. Heinz-Peter Mansel, Professor Dr. Thomas Langer, Professor Dr. Nikolaus P. Himmelmann.

Die Universität zu Köln vergibt die Zukunftspreise 2017 an sechs Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich durch wissenschaftliche Exzellenz ausgezeichnet haben.

Den Max-Delbrück-Preis erhielt Professor Dr. Thomas Langer vom Institut für Genetik/CECAD. In der Kategorie »NachwuchswissenschaftlerInnen« wurde Dr. Sabrina Disch vom Institut für Physikalische Chemie/QM2 ausgezeichnet. Der Leo-Spitzer-Preis ging an Professor Dr. Nikolaus Himmelmann vom Institut für Linguistik. Den Preis für NachwuchswissenschaftlerInnen erhielt Junior-Professor Dr. Diana Lengersdorf vom Institut für Vergleichende Bildungsforschung. Der Hans-Kelsen-Preis wurde an Professor Dr. Heinz-Peter Mansel vom Institut für internationales und ausländisches Privatrecht verliehen, derselbe Preis in der Kategorie »NachwuchswissenschaftlerInnen« an Dr. Alexander Schmidt-

Catran vom Institut für Soziologie und Sozialpsychologie.

Im Rahmen ihres Zukunftskonzepts schreibt die Universität zu Köln jährlich Forschungspreise in drei Kategorien aus: den Max-Delbrück-Preis für Lebens- und Naturwissenschaften, den Leo-Spitzer-Preis für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Philosophischen und der Humanwissenschaftlichen Fakultät sowie den Hans-Kelsen-Preis für Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. In allen drei Kategorien wird zudem ein entsprechender Preis an herausragende Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler verliehen. Die Universität damit die individuelle wissenschaftliche Exzellenz als Kern des wissenschaftlichen Fortschritts besonders fördern und belohnen

Die Forschungspreise sind mit jeweils 80.000 Euro pro Jahr für insgesamt drei Jahre, bzw. 48.000 Euro pro Jahr für zwei Jahre bei den Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern, ausgestattet. Hinzu kommt eine Fakultätspauschale in Höhe von 25 Prozent der Fördersumme.

Die Forschungspreise sind Teil des Förderprogramms für Spitzenforschung der Universität zu Köln (ERSP – Excellent Research Support Program). Das Programm gibt Impulse für mehr akademische Freiheit und größere Forschungsflexibilität. Es ist so konzipiert, dass es auf allen Forschungsebenen gezielte Unterstützung bietet, das heißt für besonders gute Einzelforscherinnen und -forscher bis hin zu herausragenden großen koordinierten Projekten.

INTERNATIONALE GASTWISSENSCHAFTLERIN

Forschungsstipendiatin Professor Dr. Ana Deumert



Professor Dr. Ana Deumert, University of Cape Town, Cape Town, ZAF, ist zurzeit als Forschungsstipendiatin der Alexander-von-Humboldt-

Stiftung zu Gast bei Professor Dr. Anne Storch am Institut für Afrikanistik und Ägyptologie.

Deumert ist maßgeblich daran beteiligt, kritische Ansätze in der Soziolinguistik zu entwickeln und international neue Debatten anzustoßen. Ihre Arbeit bewegt sich dabei über etablierte Grenzen zwischen Disziplinen hinweg und stellt damit auch einen wichtigen Beitrag zu einer Neupositionierung soziolinguistischer Forschung dar.

Besonders interessiert sich Ana Deumert dabei auch für die kolonialen Kontinuitäten und Formen epistemischer Marginalisierung, die die Linguistik verschiedentlich charakterisieren; diese Thematik ist einer der Schwerpunkte ihrer Zusammenarbeit mit Kölner Kolleginnen. Ana Deumerts Publikationen, etwa über die Geschichte von Afrikaans (The Dynamics of Cape Dutch, 2004), Mobile Kommunikation aus globaler Perspektive (Sociolinguistics and Mobile Communication, 2014) und Deutsch in postkolonialen Kontexten (Namibian Kiche Duits – The Making (and Decline) of a Neo-African Language, 2009) zählen zu den einflussreichsten Beiträgen zur neuen Soziolinguistik Afrikas.

//////////

ANDREAS DÖMMECKE NEUER LEITER DES DEZERNATS 2

Seit dem 15. März ist Andreas Dömmecke neuer Leiter des Dezernats 2, Studienangelegenheiten.

Andreas Dömmecke studierte von 1983 bis 1986 an der Hochschule des Bundes für öffentliche Verwaltung im Fachbereich Bundeswehrverwaltung mit dem Abschluss Diplom Verwaltungswirt (FH). Im

Anschluss an sein Studium war er beim Berufsförderungsdienst der Bundeswehr in Köln beschäftigt.

1993 wechselte er an die Universität zu Köln. Hier leitete er bis 2002 das Studierendensekretariat und daran anschließend die Stabsstelle Controlling Studium und Lehre.



MEDIZINISCHE FAKULTÄT



Dr. Michael Barbe, Zentrum für Neurologie und Psychiatrie, Klinik und Poliklinik für Neurologie, ist die *venia legendi* für Neurologie verliehen worden.



Dr. Christoph Kabbasch, Institut für Diagnostische und Interventionelle Radiologie, ist die *venia legendi* für Radiologie verliehen worden.

Dr. Marcus Karlstetter, Bayer Pharma AG, Ophthalmologieabteilung, Wuppertal, ist die *venia legendi* für Molekulare Medizin verliehen worden.



Dr. Dr. nat. med. Jan Rybniker, Klinik I für Innere Medizin, ist die *venia legendi* für Innere Medizin verliehen worden.



Dr. Christian Spies, Vulpius Klinik GmbH, Abteilung für Handchirurgie, Bad Rappenau, ist die *venia legendi* für Orthopädie und Unfallchirurgie verliehen worden.

Dr. Frank Eberhardt, Klinik für Kardiologie und Internistische Intensivmedizin, Evangelisches Krankenhaus Kalk (EVKK), ist die *venia legendi* für Innere Medizin verliehen worden.

Dr. Vahudin Zugor, Klinik und Poliklinik für Urologie, ist die *venia legendi* für Urologie verliehen worden.

Dr. Christoph Kolja Boese, Klinik und Poliklinik für Orthopädie und Unfallchirurgie, ist die *venia legendi* für Orthopädie und Unfallchirurgie verliehen worden.

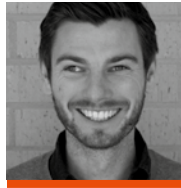


Dr. Franziska Bucher, Zentrum für Augenheilkunde, ist die *venia legendi* für Augenheilkunde verliehen worden.

Dr. Antje-Christin Deppe, Herzzentrum, Klinik und Poliklinik für Herz- und Thoraxchirurgie, ist die *venia legendi* für Herzchirurgie verliehen worden.



NEUE PROFESSORINNEN UND PROFESSOREN



Dr. Oliver Genschow, bisher Universität Basel/Schweiz, ist zum W1-Professor für Sozialpsychologie im Social Cognition Center der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät ernannt worden. Der 1984 in Rosenheim geborene Wissenschaftler studierte in Basel/Schweiz Psychologie. 2012 promovierte er an der Universität Mannheim am Lehrstuhl für Konsumentenpsychologie und ökonomische Psychologie. Hier wurde er 2012 und 2013 mit dem Lehrpreis für das beste Seminar ausgezeichnet. Von 2013 bis 2016 war er als Postdoc am Department for Experimental Psychology an der Universität Gent/Belgien tätig, daran anschließend bis 2016 an der Abteilung für Sozialpsychologie der Universität Basel. Seine Hauptforschungsgebiete sind Social Cognition mit den Spezialfeldern Imitation und Antizipation. Einer breiteren Öffentlichkeit ist er durch sein Engagement beim populärwissenschaftlichen und kostenlosen Onlinemagazin In-Mind (de.in-mind.org) bekannt.



Professor Dr. Maximilian I. Ruge, seit 2015 stellvertretender Klinikdirektor der Klinik für Stereotaxie und Funktionelle Neurochirurgie im Zentrum für Neurochirurgie, ist zum W2-Professor für Onkologische Stereotaxie an der Medizinischen Fakultät ernannt worden. Er übernimmt den Bereich Onkologische Stereotaxie und Radiochirurgie. Der 1967 in München geborene Wissenschaftler studierte in München Humanmedizin. Forschungsaufenthalte führten ihn an die Cornell University sowie an das Memorial Sloan Kettering Cancer Center nach New York City/

USA. Nach seiner Ausbildung zum Facharzt für Neurochirurgie am Klinikum Großhadern der Ludwig-Maximilians-Universität München wechselte er 2007 an die Klinik für Stereotaxie und Funktionelle Neurochirurgie der Uniklinik Köln. Zu seinen Hauptforschungsgebieten gehören die Evaluation stereotaktischer Operationstechniken, die stereotaktische Brachytherapie, klinische Neuro-Onkologie sowie cyberknifebasierte Radiochirurgie.

Professor Dr. Wolfgang Ketter, bisher Rotterdam School of Management, Erasmus University (RSM), ist zum W3-Professor für Wirtschaftsinformatik in der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät ernannt worden. Er tritt die Nachfolge von Professor Dr. Ulrich Derigs an. Professor Dr. Wolfgang Ketter wurde gleichzeitig zum dritten Direktor des Energiewirtschaftlichen Instituts an der Universität (EWI) berufen. Er wird dem Institut gemeinsam mit den beiden bisherigen Direktoren, Professor Dr. Marc Oliver Bettzüge und Professor Dr. Felix Höffler vorstehen. Professor Ketter gilt als einer der weltweit führenden Experten zu »Big Data« und »lernenden Systemen«. In Rotterdam hat er das Erasmus Center for Future Energy Business aufgebaut. Wichtige Forschungsgebiete von Professor Ketter im Bereich Energie umfassen Algorithmen für das Laden von elektrischen Fahrzeugen, intelligente Steuerung für Verteilnetze oder die Optimierung dezentraler, gekoppelter Strom-/Wärmesysteme.



Dr. Marcus Erbe, Musikwissenschaftliches Institut, ist zum W1-Professor für Sound Studies an der Philosophischen Fakultät ernannt worden. Der

1975 in Peiskretscham geborene Wissenschaftler studierte in Köln Musikwissenschaft, Germanistik und Pädagogik. Zu seinen Hauptforschungsgebieten gehören die elektroakustische Musik, Musik und Sound in audiovisuellen Medien, Game Studies, Medientheorie, Populärmusik, Neue Musik, Akustische Kunst und die Stimme. Seit 2010 ist er nebenbei als freier Musikjournalist beim Ox-Fanzine – Punkrock, Hardcore, Rock 'n' Roll tätig. Er war Mitbegründer und Co-Kurator der Gesprächskonzertreihe Sonic Objects und veranstaltet – gemeinsam mit Christoph von Blumröder – den Vortrags- und Konzertzyklus Komposition und Musikwissenschaft im Dialog / Raum Musik. In einer transdisziplinären Forschungskooperation mit dem Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie Leipzig und dem Universitätsklinikum Leipzig untersucht er die Stimmtechniken von Sängern im Extreme Metal und Hardcore Punk. Ein Anliegen ist ihm darüber hinaus die Vermittlung elektroakustischer Musik an Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene. Hierfür initiierte er Projekte mit der Philharmonie Köln, der Kunsthochschule für Medien Köln und dem WDR.



Professor Dr. Florian Klein, bisher W3-Heisenbergprofessor an der Klinik I für Innere Medizin und am Zentrum für Molekulare Medizin (ZMMK), ist

zum Professor für Virologie an der Medizinischen Fakultät ernannt worden. Gleichzeitig wurde er zum Direktor des Instituts für Virologie berufen. Er tritt damit die Nachfolge von Professor Dr. Herbert Pfister an, der das Institut seit 1995 geleitet hatte. Professor Klein studierte in Köln, Zürich, Bologna und Boston Humanmedizin. Nach einer dreijährigen Tätigkeit als Assistenzarzt

in der Klinik I für Innere Medizin in Köln und seiner Promotion 2009 wechselte er an die Rockefeller University in New York. Neben seinen molekularbiologischen Arbeiten im Bereich der Virologie und Immunologie machte er auch die Translationale Medizin zu seinem Schwerpunkt. Nach Ernennung zum Instructor of Clinical Investigation und Chief Clinical Scholar wurde er 2013 an der Rockefeller University zum Assistant Professor of Clinical Investigation ernannt. 2015 folgte er einem Ruf an die Universität zu Köln mit einer DFG-Heisenberg-Proessur und etablierte am Zentrum für Molekulare Medizin (ZMMK) seine Arbeitsgruppe für Experimentelle Immunologie. Zu seinen Hauptforschungsgebieten gehören die Erforschung von Antikörpern gegen virale Erreger und die Entwicklung von neuen Antikörper-vermittelten Impf- und Therapiestrategien bei der HIV-Infektion.



UNIKLINIK KÖLN

Jetzt!
Blut spenden.

Agentur Leven | www.alh.de

Uniklinik Köln – Blutspendezentrale
Kerpener Straße 62, Tel. 0221 478-4805

Mo – Mi 12:00 – 20:00 Uhr
Do – Sa 7:30 – 14:00 Uhr

uni-blutspende.koeln



Dr. Oleg Gluz, Brustzentrum Niederrhein, Mönchengladbach, ist die *venia legendi* für Frauenheilkunde und Geburtshilfe verliehen worden.



Dr. Antoniu-Oreste Gostian,

Klinik und Poliklinik für Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde (seit 1. April 2017 Universitätsklinikum Erlangen), ist die *venia legendi* für Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde verliehen worden.



Dr. Axel Hamprecht,

Institut für Medizinische Mikrobiologie, Immunologie und Hygiene, ist die *venia legendi* für Mikrobiologie und Hygiene



Dr. Mario Matthaei,

Zentrum für Augenheilkunde, Klinik und Poliklinik für Allgemeine Augenheilkunde, ist die *venia legendi* für Augenheilkunde verliehen worden.

Dr. Julia Plück, Klinik und Poliklinik für Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters, ist die *venia legendi* für Psychologische Psychotherapie verliehen worden.





**PHILOSOPHISCHE
FAKULTÄT**

**Professor Dr. Monika
Gronke,**

Orientalisches Seminar, wird mit Ablauf des Monats September 2017 in den Ruhestand treten.



**MATHEMATISCH-
NATURWISSENSCHAFT-
LICHE FAKULTÄT**

Professor Dr. Olaf

Bubenzler, Geographisches Institut, hat den Ruf auf die W3-Professur für Physische Geographie an der Universität Heidelberg zum 1. September 2017 angenommen.



**HUMANWISSENSCHAFT-
LICHE FAKULTÄT**

Professor Dr. Klaus Näu-

mann, Institut für Europäische Musikethnologie, hat einen Ruf der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg angenommen.



Professor Dr. Michael Stich, bisher Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, ist zum W2-Professor für Empirical Accounting in der Wirtschafts- und

Sozialwissenschaftlichen Fakultät ernannt worden. Der 1985 in Weiden in der Oberpfalz/Bayern geborene Wissenschaftler studierte in Regensburg und Leuven/Belgien Betriebswirtschaftslehre mit den Schwerpunkten Accounting, Finance und Statistics/Econometrics. 2012 übernahm er eine Juniorprofessur für Empirische Wirkungslehre an der Universität Erlangen-Nürnberg. Zu seinen Hauptforschungsgebieten gehören unerwünschte bzw. unbeabsichtigte »Risiken und Nebenwirkungen« von Rechnungslegungsnormen.



Professor Dr. Gudrun Hentges, bisher Hochschule Fulda, ist zur W3-Professorin für Politikwissenschaft in der Humanwissen-

schaftlichen Fakultät ernannt worden. Sie tritt die Nachfolge von Professor Dr. Christoph Butterwege an. Die 1964 in Wittlich geborene Wissenschaftlerin studierte in Marburg und Paris Politikwissenschaft, Soziologie, Philosophie, Französisch und absolvierte darüber hinaus noch ein Grundstudium in Rechtswissenschaften. 2004 übernahm sie eine Professur an der Hochschule Fulda. Ein langjähriges Forschungsprojekt, das sie an der damaligen Erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln begonnen hatte, mündete 2013 in ihrer Habilitationsschrift »Staat und politische Bildung«. Zu ihren Hauptforschungsgebieten gehören die politische Bildung, Migration und Integration, Rechtspopulismus und extreme Rechte in Europa sowie Rassismusanalyse und Antisemitismusforschung.



Dr. Karolin Schäfer ist zur W1-Professorin für Audiopädagogik in der Humanwissenschaftlichen Fakultät ernannt worden.



Sie übernimmt den Lehrstuhl für Pädagogik und Rehabilitation lautsprachlich kommunizierender Menschen mit Hörschädigung und tritt

die Nachfolge von Professor Dr. Franciscus Coninx an. Die 1981 in Essen geborene Wissenschaftlerin studierte in Dortmund Rehabilitationspädagogik mit den Fachrichtungen Sprachheilpädagogik und Frühförderung. Nach ihrer 2013 erfolgten Promotion an der Universität zu Köln war sie seit 2014 als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Pädagogik für Menschen mit Beeinträchtigungen der körperlichen und motorischen Entwicklung und im FBZ-UK (Forschungs- und Beratungszentrum für Unterstützte Kommunikation) an der Universität zu Köln tätig. Zu ihren Hauptforschungsgebieten gehören die Früherkennung von progredienten und late-onset-Hörstörungen bei Kindern und die Möglichkeiten der Kommunikationsförderung bei mehrfachbehinderten Kindern mit Hörschädigung.



Professor Dr. Øyvind Eide ist zum W2-Professor für Digital Humanities in der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Informationsverarbeitung der

Philosophischen Fakultät ernannt worden. Der 1968 in Elverum/Norwegen geborene Wissenschaftler studierte in Oslo/Norwegen und London/UK Mathematik, Informatik, Allgemeine Literaturwissenschaft und Digital Humanities. Nach Tätigkeiten als Projektmanager und Projektdirektor an der Universität Oslo war er 2013 als Akademischer Rat am Lehrstuhl für Digital Humanities der Universität Passau tätig. 2015 berief ihn die Universität zu Köln auf eine Vertretungsprofessur in der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Informationsverarbeitung. Zu seinen Hauptforschungsgebieten gehören Theoretische Studien zur Modellierung in den Geisteswissenschaften sowie anderen Forschungsgebieten, in denen Model-

lierung teils als ein semiotischer, teils als ein Medienübergangsprozess verstanden wird sowie praktische Anwendungen im Bereich der Modellierung zur Raumerfassung und geographische Medienerstellungen wie Karten.

////



Professor Dr. Achim Tresch ist zum W3-Professor für Bioinformatik und Computational Biology an der Medizinischen Fakultät ernannt worden.

Gleichzeitig wurde er zum neuen Direktor des Instituts für Medizinische Statistik, Informatik und Epidemiologie berufen. Er tritt damit die Nachfolge von Professor Dr. Walter Lehmacher an, der das Institut bis zu seinem Ruhestand Ende Februar 2015 geleitet hat. Der 1971 in Worms geborene Wissenschaftler studierte in Mainz Mathematik. 2006 wurde er an der Universität Mainz zum Juniorprofessor ernannt. Von 2008 bis 2012 war er als Gruppenleiter am Genzentrum der Ludwig-Maximilians-Universität München tätig. 2012 übernahm er die Jeff Schell Stiftungsprofessur für Bioinformatik an der Universität zu Köln und dem Max-Planck-Institut für Pflanzenzüchtungsforschung. Professor Tresch arbeitet interdisziplinär an der Schnittstelle zwischen Statistik, Informatik und den Lebenswissenschaften. Er hat das noch junge Forschungsfeld der Computational Biology in Deutschland mitgeprägt. Sein Arbeitsschwerpunkt ist die Genregulation und die Epigenetik. Einer breiteren Öffentlichkeit wurde er durch die Entwicklung einer Methode zur Messung des RNA-Metabolismus bekannt.

////



Dr. Johannes Pfeifer, bisher Universität Mannheim, ist zum W2-Professor für Makroökonomik in der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät ernannt worden. Der 1981 in Trier , geborene Wissenschaftler studierte in Trier Buffalo, New York/USA und Bonn

Volkswirtschaftslehre und Politikwissenschaft. 2012 übernahm er eine Juniorprofessur an der Universität Tübingen und wechselte 2013 an die Universität Mannheim. Zu seinen Hauptforschungsgebieten gehören die Auswirkung von Fiskalpolitik und zweitveränderlicher Unsicherheit auf den Konjunkturzyklus.

////////////////////

VERSTORBEN

Professor Dr. Eugen Karl Kempf, Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät, ist am 17. April im Alter von 85 Jahren verstorben.

Professor Dr. Claudia Bickmann, Philosophische Fakultät, ist am 30. April im Alter von 64 Jahren verstorben.

Dr. Peter Michael Held, Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät, starb am 17. Mai im Alter von 53 Jahren.

Professor Dr. Ulrich Hauser, Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät, ist am 1. Juni im Alter von 91 Jahren verstorben.

Professor Dr. Manfred Lieb, Rechtswissenschaftliche Fakultät, ist am 11. Juni im Alter von 82 Jahren verstorben.

////////////////////

VOM PRIVILEG DENKEN UND LESEN ZU KÖNNEN

Professor Dr. Dr. Maria Cristina Polidori über ein magisches Buch
aus der großmütterlichen Bibliothek

Zu den ersten Erinnerungen, die ich von meiner Kindheit habe, gehören die vielen Bücher in meinem Elternhaus und die bücherarme Wohnung meiner Großmutter. Beide standen in der italienischen Stadt Perugia, einer Stadt, in der damals wie heute viele alte Menschen in vielen alten Gebäuden leben. Dass in der Wohnung meiner Großmutter vermeintlich keine Bücher waren, war das Ergebnis meiner kindlichen Interpretation, die die relative in eine absolute Bücherleere umgewandelt hatte. Doch Großmutter zeigte mir, dass das Wissen eines Menschen nicht mit der bloßen Anzahl seiner Bücher korrespondiert.

Ich war fast 22 Jahre alt, als die Großmutter 1991 verstarb. Wochen später besuchte ich ihre leergeräumte, jedoch weiterhin wunderschöne Wohnung. Insbesondere eine Ecke war sehr attraktiv, bot sie doch einen atemberaubenden Ausblick über die Glockentürme und Hügel von Perugia. Ich erinnere mich, an dem Nachmittag von dieser Ecke aus einen sehr langen Sonnenuntergang beobachtet zu haben. Als die Nacht einbrach, drehte ich mich vom Fenster weg, um zum Licht-



... forza con le 31 ottobre 1975
RIVOLUZIONE
CULTURALE !!! Maria
NB: TROVARE IL TEMPO PER LEGGERE
Einaudi
• DARE PIÙ SPAZIO AL PENSIERO
• CERCARE UN EQUILIBRIO

schalter zu gehen. Plötzlich, zum allerersten Mal, sah ich ein winziges Bücherregal an der Wand stehen. Ich hatte es 21 Jahre lang übersehen. Unter den wenigen darin verstauten Büchern habe ich dann, ohne zu denken, nach einem gegriffen – es handelte sich um Dialoghi con Leuco (Dialoge mit Leuko) von Cesare Pavese.

Auf der ersten Seite fand ich eine Widmung aus dem Jahr 1975: »Forza con la rivoluzione culturale!« (»Weiter mit der Kulturrevolution!«). Und: »Trovare tempo per leggere« (»Finde die Zeit zum Lesen«).

Jeder kennt sie, jeder hat sie. Dinge, die unter den vielen Gegenständen, die sich im Laufe der Zeit in der Wohnung oder im Büro angesammelt haben, einen besonderen Stellenwert haben. Wir verbinden sie mit einer Person, einer Begegnung oder einem besonderen Augenblick im Leben, der uns in Erinnerung bleibt. Wir haben uns umgehört und gefragt,

welche Dinge unseren Lesern besonders wichtig sind und uns ihre Geschichte erzählen lassen.

PROFESSOR DR. DR. MARIA CRISTINA POLIDORI ist Leiterin des Schwerpunkts Klinische Altersforschung an der Klinik II für Innere Medizin. Sie ist verheiratet und Mutter dreier Töchter.

Sowie: »Dare spazio al pensiero« (»Finde den Raum zum Denken«). In meiner Erinnerung haben sich diese wenigen Minuten, dieser Moment meines Fundes als einmalig herauskristallisiert.

Noch heute empfinde ich es als magisch, wenn ganz

unterschiedliche Phänomene sich verbinden: Das sich ständige Erneuern der Natur in den grünen Hügeln, die ursprüngliche Dauerhaftigkeit der Renaissancegebäude, die ausbildungsunabhängige Weisheit der Menschen, unser Privileg, denken und lesen zu können. Dinge zusammenzubringen spiegelt sich wie ein Kontinuum unter anderem in meiner Tätigkeit in Klinik und Forschung wider.

Im Dialoghi con Leuco erzählt der Autor Pavese vieles über das Leben. Dabei habe ich das Wort »teilen« (»condivisione«) im

Sinne von gemeinsam nutzen, definitiv verinnerlicht. Der unbekannt Autor der drei Widmungen (Lesen! Denken! Kulturrevolution!) hat mich dazu angeregt, als Ärztin wie auch als Mutter dreier Töchter Wissen, Ergebnisse und Entscheidungen mit anderen zu teilen – um möglichst viele Instrumente für das Leben zur Verfügung zu haben.

UNIVERSITÄTSPREISE 2017

FORSCHUNG

Der Forschungspreis wird für eine herausragende wissenschaftliche Lebensleistung verliehen.

LEHRE UND STUDIUM

Der Universitätspreis in der Kategorie „Lehre und Studium“ wird für herausragende Veranstaltungen und Angebote im Bereich Lehren und Lernen verliehen, die aufgrund ihres innovativen Charakters, ihrer Vielfältigkeit und ihrer Bedarfsorientierung eine hohe Anerkennung durch die Studierenden erfahren, nicht länger als drei Jahre zurückliegen und bereits in der Praxis erprobt sind.

VERWALTUNG

Mit dem Universitätspreis für die Verwaltung werden MitarbeiterInnen oder Arbeitsgruppen ausgezeichnet, die bei der Umsetzung ihrer dienstlichen Aufgaben herausragende Leistungen mit breiter Wirkung für die verschiedenen NutzerInnengruppen zeigen (insbesondere organisationsübergreifende Projekte), die nicht länger als drei Jahre zurück liegen.

Foto: Jens Willebrand



Nähere Informationen zum Bewerbungsverfahren und zur Teilnahme unter:
<http://www.portal.uni-koeln.de/universitaetspreis.html>

EXZELLENT

Gefördert in der Exzellenzinitiative
des Bundes und der Länder



Universität zu Köln
Presse und Kommunikation
Albertus-Magnus-Platz · 50923 Köln
www.uni-koeln.de